

Im Flugzeug

Von Helmuth Richter

Der Führer winkte, lässig am Hebel lag seine Hand,
Der Motor sprang an und sang auf mit hellem Ton,
Wir erzitterten, rollten, stolperten über das Land
(Wind schrie uns ins Ohr und riß uns empor)
Tücher wehten, wir schwebten schon!

Da versank die kleine Erde, die unter uns schlief,
Leise zerbrach die Stimme der Mutter, die nach uns rief,
Turm und Gestein, Wälder und Ströme schmolzen ein,
Ruhig pochte das Herz, wir atmeten tief!

Dort also lag der Planet, der Hügel, darauf die Ameisen hausten
Ein paar Jahrzehnte oder ein paar Sekunden,
Verirrt und verwirrt, entflammt und gebunden,
Verblindet, verdammt, vom Schicksal zerschunden —
Wir erschrafen, als wir das Tal überbrausten!

Empor! Höher empor in des Athers leuchtendes Element!
In die Freiheit der Sterne (Wir selbst Gestirn und Sonne befreit und groß,
Geist, der erkennt, Fackel die ewig brennt!)
Empor, empor in das funkelnde Firmament,
Erlöst von der Schwere der Erde, vom schwankenden Menschenlos!

Aber was schnürt uns die Kehle? Was dröhnt in der Adern Geflecht?
Wehe, wehe dem Menschengeschlecht!
Schwindel packt uns, Frost zerpeitscht das Gesicht,
Wolken umhüllen uns grau, wir stürzen ab aus dem Licht . . .

Wir stürzten hinab, die Stimme der Mutter rief,
Von den Schultern fiel uns das leichte Gefieder,
Die Berge wuchsen, die Türme grüßten uns tief,
Entgegen sprang uns die Scholle — wir liebten sie wieder!

Wir liebten wieder die Wälder, die Städte, die Menschen, die uns umbrandeten,
Wir liebten das Schicksal, daran wir uns lehnten
In kurzen Sekunden, in kurzen Jahrzehnten —
O wie sich die Wege beseelt in die Zukunft dehnten!
Der Motor schwieg. Der Führer winkte. Wir landeten . . .



Flieger in Oberschlesien

Von Joseph Cynus-Gleinwiz

Bald nach dem Kriege wurden in einzelnen Städten Oberschlesiens schüchterne Versuche gemacht, die ehemaligen Flieger in Vereinen zusammenzuschließen. Lange Lebensdauer war diesen Vereinen nicht beschieden, die Ungunst der Zeitverhältnisse, die Unmöglichkeit praktischer Betätigung in der Fliegerei erlaubte eine über das übliche Maß von Vereinsmeierei hinausgehende Tätigkeit nicht, und so fielen die in Bentzen D/S., Gleiwitz und Oppeln entstandenen Fliegerbünde sehr rasch der Auflösung anheim. Aber der Gedanke war nicht tot und erlebte zunächst in Gleiwitz mit Eintritt ruhigerer Zeiten eine erfolgreiche Auferstehung.

Auf Einladung des Hauptmanns a. D. Schulz-Gleinwiz vereinigten sich im Februar 1924 ehemalige Flugzeugführer, Beobachter und Monteur zu dem „Bund Deutscher Flieger Gleiwitz e. V.“ In Gleiwitz waren die Vorbedingungen für eine ersprießliche, die Mitglieder befriedigende Tätigkeit des Vereins insofern gegeben, als die Stadt noch aus der Zeit des Krieges im Besitze eines Flughafens war. Durch die finanzielle Unterstützung der ober-schlesischen Provinzialverwaltung war der Gleiwitzer Fliegerbund bereits im Jahre 1925 in der Lage, ein Sportflugzeug anzukaufen, um mit größeren Mitteln und auf lange Sicht das Interesse weiterer Volkskreise für die deutsche Verkehrs- und Sportfliegerei zu wecken. Das geschah insbesondere durch Veranstaltung von Vorträgen und Flugtagen. Der Gleiwitzer Fliegerbund ging mit diesen Flug-

* Abzeichen der deutschen Luftfahrtvereine.

veranstaltungen auch aus dem engeren Industriegebiet hinaus nach anderen Provinzstädten, wie Neisse, Neustadt, Leobschütz und fand überall überraschend große Anteilnahme aller Schichten der Bevölkerung.

Auch in anderen ober-schlesischen Städten schlossen sich ehemalige Flieger und Freunde der deutschen Luftfahrt zu Vereinen zusammen, und heute bestehen eingetragene Vereine für Luftfahrt in Bentzen D/S., Hindenburg, Gleiwitz, Ratibor, Neisse, Oppeln, Groß Strehlitz, Leobschütz und Kreuzburg. Die Spitzenorganisation für alle deutschen Luftfahrt-Vereine ist der Deutsche Luftfahrtverband (DLV) in Berlin. Im Jahre 1927 gründeten die ober-schlesischen Luftfahrtvereine die „Gruppe Oberschlesien im Deutschen Luftfahrtverband“, die den Zweck hat, alle Aufgaben zu lösen, die über den Rahmen eines örtlichen Vereins hinausreichen. Vorort der „Gruppe Oberschlesien“ ist Gleiwitz, der 1. Vorsitzende Herr v. Arnim, Direktor der Oberschlesischen Luftverkehrs-A.G., Geschäftsführer Herr Zoltsfeldt-Gleinwiz. Insbesondere hat die „Gruppe Oberschlesien“ die Verbindung mit den behördlichen Stellen zu pflegen und ist dieser Aufgabe mit gutem Erfolg gerecht geworden. Jedenfalls sind die Beziehungen der ober-schlesischen Fliegerkreise zur Regierung, Provinzialverwaltung und Schulverwaltung ausgezeichnet. Den behördlichen Stellen kann nachgerühmt werden, daß sie den Bestrebungen der Fliegerbünde volles Verständnis und größtes Wohlwollen entgegenbringen.

Die Betätigung der Fliegerbünde ist in den letzten Jahren nicht nur in die Breite gegangen, sondern hat auch eine wesentliche Vertiefung erfahren. Richtungsgebend waren dafür die oft bitteren Erfahrungen, die der Gleiwitzer Fliegerbund gesammelt hat. Sie lassen sich in die kurze Formel zusammenfassen: Weg vom Motorflug — hin zum Segelflug. Die Haltung eines Motorflugzeuges stellt infolge der hohen laufenden Ausgaben für Piloten, Betriebsstoff, Versicherungen usw. so hohe Anforderungen an die finanzielle Kraft eines Vereins, daß nur ganz große Bünde ihnen gewachsen sind. Kleinere Vereine stürzen sich in größte finanzielle Schwierigkeiten. Man kann etwas überspitzt sagen: Wenn ein Fliegerbund sich ruinieren will, braucht er sich bloß ein Motorflugzeug anzuschaffen. Hilfe von behördlicher Seite ist nicht zu erwarten, da Deutschland auf der Pariser Luftfahrtkonferenz in den Jahren 1925/26 die Verpflichtung eingegangen ist, den Motorflugsport nicht mit öffentlichen Mitteln zu unterstützen. Auf eigene Kraft gestellt, müssen kleinere Bünde nach Lage der Dinge auf das Halten eines Motorflugzeuges notgedrungen verzichten.

Mit frischer Tatkraft wandten sich die ober-schlesischen Luftfahrtvereine einem Sportzweige zu, der in zunehmendem Maße das Interesse weitester Volkskreise und besonders der Jugend findet, — dem Segelflug. Er ist deutschen Ursprungs und geht in seinen Anfängen zurück auf den Altmeister deutscher Fliegerei, den unvergeßlichen Otto Lilien-

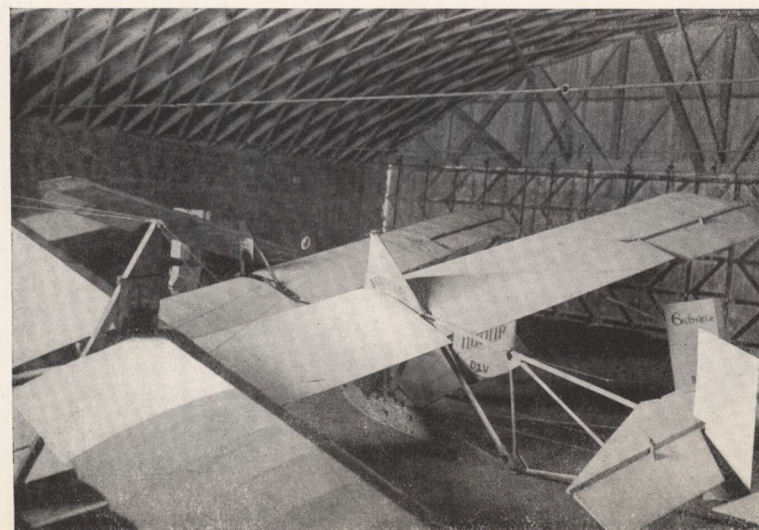
thal, der bereits vor 35 Jahren in den Bergen der Mark Gleitflüge ausführte und als Pionier der Luftfahrt bei Ausführung seiner Flugversuche am 10. August 1896 den Fliegertod starb. Sein Werk wurde von deutscher Jugend trotz widrigster Umstände zu den Erfolgen geführt, deren staunende Zeugen wir seit Kriegsende sind. Unsere Segelflieger Martens, Regel, Nehring, Schulz, Kronfeld (um nur einige Namen zu nennen) haben diesen schönen Sport zu ungeahnter Popularität gebracht und unserer Jugend einen Sportzweig erschlossen, auf dem sich ihre geistigen und körperlichen Kräfte betätigen und bewahren können.

Die Gruppe Oberschlesien im D. L. V. tat gut daran, alle verfügbaren Kräfte auf den Segelflugsport einzustellen. Voraussetzung für sportliche Leistungen auf diesem Gebiet ist allerdings geeignetes Gelände. Wir sind in der glücklichen Lage, in den nördlichen Ausläufern des Annabergmassivs in den sogenannten „Ellguther Steinbergen“ für den Gleit- und Segelflug geeignetes Gelände zu haben, das auch verkehrstechnisch glänzend liegt. Schnell war der Plan gefaßt, hier einen Stützpunkt für die oberschlesische Segelfliegerei zu schaffen. Die oberschlesische Provinzialverwaltung, der dieser Plan vorgelegt wurde, zeigte nicht nur volles Verständnis, sondern auch eine offene Hand, so daß es, vor allem dank der persönlichen Initiative des Herrn Landeshauptmanns Piontek möglich war, im Jahre 1928 auf dem Steinberg ein massives „Segelfliegerheim Oberschlesien“ zu erstellen. Die Einweihungsfeierlichkeiten am 11. November 1928 waren bedeutungsvoll nicht nur durch die Anwesenheit vieler Behördenvertreter, sondern auch durch die überraschend starke Anteilnahme der Bevölkerung aus der Gegend des Annaberges und der oberschlesischen Jugend.

Und für die Jugend ist das „Segelfliegerheim Oberschlesien“ gebaut worden. Hier soll sie sich tummeln, hier soll sie ihren Traum erfüllt sehen: fliegen! Es ist doch ein wundervoller Sport, das Gleit- und Segelfliegen. Immer in freier Natur, immer in frischer Luft, Körper und Geist immer in Bewegung! Kein hohles Kraftmeiertum, keine Blasiertheit, kein Stumpfsinn kann hier aufkommen. Hier wird der Mann noch gewogen. Hier, in den Segelfliegergruppen, wird der junge, unfertige Mensch zu einem Charakter erzogen. Er muß sich eingliedern in das Leben und Treiben einer Gruppe, wenn er den Erfolg nicht gefährden will. Ecken und Kanten seines Charakters werden abgeschliffen, Egoismus wird ihm abgewöhnt, denn Segelfliegen ist, wenn's auch auf den ersten Blick nicht so scheint, eine Kollektivleistung. Das Gleit- oder Segelflugzeug ist von der Gruppe gebaut worden, es wird von der Gruppe zum Startplatz geschleppt, die Gruppe „schießt“ den Einzelnen in die Luft, die Gruppe schleppt das Flugzeug wieder zu Berg, die Gruppe repariert entstandene Schäden. Immer wieder kommt dem jungen Menschen der hohe Wert einträchtiger Gemeinschaftsarbeit zum Bewußtsein. Soll das nicht auf den Charakter einwirken, und sollen

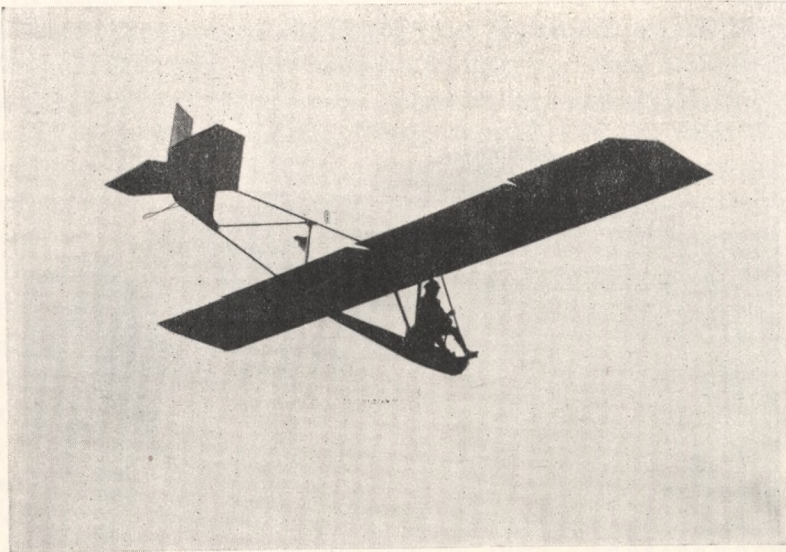


Am Tage der Einweihung 11. 11. 1928

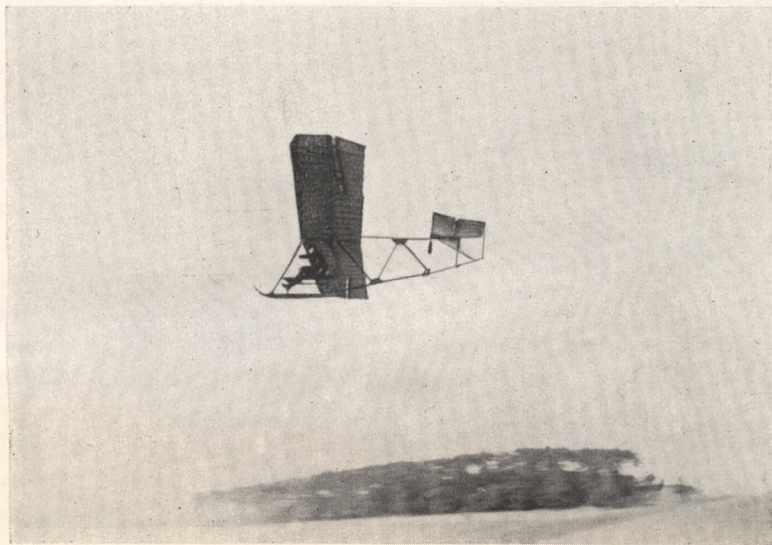


Inneres der Halle

Zu: Eyrus, Flieger in Oberschlesien



Pochstein auf „Jockel“-Doppeln



Weghuber beim Jungfernflug der „Steff“-Beuthen D/G.
Zu: Cyrus, Flieger in Oberschlesien

diese Wirkungen nicht spürbar werden auch im Familienleben, im Berufsleben, im Leben als Staatsbürger? Als Flieger erwirbt und bewährt der junge Mensch Selbstzucht, Mut, Geistesgegenwart, Entschlußkraft, Verantwortungsfreude und Hilfsbereitschaft, Eigenschaften, die für sein späteres Leben ein Kapital darstellen, das Rost und Motten nicht verzehren können. Ist es daher übertrieben zu sagen: Die Fliegergruppen sind Characterschulen eigener Art?

Und noch eins: Der Segelflugsport ist eine glückliche Vereinigung von Wissenschaft, Technik und Sport. Theorie und Praxis, Geistesarbeit und Handfertigkeit finden in ihm fruchtbare Synthese. Körper und Geist, Kopf und Hand sind im Segelflugsport in ein Joch gespannt. Mit Recht findet er daher bei allen Stellen, denen die Betreuung der Jugend amtlich obliegt, die gebührende Beachtung und Förderung.

Die Gruppe Oberschlesien im D. L. V. ist bestrebt, die den Luftfahrtvereinen zufließende Jugend ganz systematisch in die Probleme des gesamten Luftfahrtwesens einzuführen. In Ausführung einschlägiger Erlasse der Preussischen Ministerien für Handel und Gewerbe und für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung geschieht das in den Luftfahrtlehrgängen, die zunächst bei den größeren Luftfahrtvereinen nach Maßgabe der verfügbaren Lehrkräfte und Mittel eingerichtet wurden. In vorzüglicher, für ganz Deutschland als vorbildlich anerkannter Weise hat ein ehemaliger Kriegspilot, Gewerbe-Oberlehrer Mattern in Gleiwitz, diese Luftfahrtlehrgänge organisiert. In zwei Halbjahreskursen werden die jugendlichen Teilnehmer theoretisch und praktisch in das gesamte Gebiet der Luftfahrt eingeführt. (Mattern, Lehrplan für Luftfahrtlehrgänge. Verlag Alfred Breuer, Gleiwitz.) Lehrgegenstände sind Wetterkunde, Geschichte der Luftfahrt, Fluglehre, Luftfahrzeugkunde, Luftfahrzeugbau, Flugortung, Flugnachrichtenwesen, Triebwerkfkunde und Flugzeuginstrumente. Nebenher laufen Sportübungen mit dem Ziel der Erwerbung des Sportabzeichens. Praktisch lernen die Teilnehmer den Flugmodell- und Segelflugzeugbau. Am Schluß des Lehrgangs legen die jungen Leute eine Prüfung ab und widmen sich dann auf dem Steinberg praktisch der Gleit- und Segelfliegerei.

Seit der Errichtung des „Segelfliegerheims Oberschlesien“ ist der Steinberg am Wochenende und in den Ferien das Ziel der Jungfliegergruppen Oberschlesiens. Der Fliegerhorst, von der einheimischen Baufirma Lenz & Co., Hindenburg auf Grund neuester Erfahrungen (Herr Lenz studierte vorher die entsprechenden Anlagen in der Rhön und in Rositten) gebaut, hat in der Mitte eine geräumige Flugzeughalle, an deren Seiten sich die Aufenthaltsräume und die Werkstatt befinden. Betreut wird das Heim von dem Polizeiobewachmeister Pochstein, der selbst in der Rhön vorgebildeter Segelflieger ist. In technischer Hinsicht untersteht der Segelflugbetrieb dem Leiter des Luftpolizeilichen Überwachungsdienstes, Hauptmann Labischatz-Doppeln. Be-

sonders eifrig sind die Beuthener, Hindenburger, Gleiwiger und Oppelner Jungflieger. In den Weihnachtsferien 1928 saßen z. B. 16 Beuthener Jungflieger unter Führung ihres tüchtigen Fluglehrers Weghuber oben im Segelfliegerheim, flogen, rodelten, liefen Ski und feierten bei Sturm und Schneetreiben unter den Klängen der Breslauer Rundfunkkapelle den Heiligen Abend. Dann trafen Hindenburger und Gleiwiger Jungflieger ein, und gemeinsam wurden bis nach Neujahr etwa 190 Flüge ausgeführt unter Leitung der Herren Pochstein, Weghuber und Werner-Hindenburg.

Was die „Gruppe Oberschlesien im D. L. V.“ auf dem Steinberg der für den Segelflugsport begeisterten Jugend Oberschlesiens als Heim hingestellt hat, ist nur ein Anfang, ein „erster Baustein“, wie der Herr Landeshauptmann bei der Einweihung sagte. Strömt die Jugend uns weiter wie bisher zu, dann wird das Haus bald zu eng sein. Nichts wäre erfreulicher als die Notwendigkeit eines Erweiterungsbaues. Fraglos würde die „Gruppe Oberschlesien“ wiederum nicht vergeblich bei amtlichen Stellen anklopfen. Gilt es doch dem Dienst an unserer Jugend, an ihrer körperlichen, geistigen und sittlichen Entwicklung. Darüber hinaus ist es von nicht hoch genug einzuschätzender Bedeutung, weiteste Schichten des Volkes für die Fragen der Luftfahrt zu mobilisieren. Flugzeug und Luftschiff als Verkehrsmittel der Zukunft, nicht als Kriegsmittel, stehen auf der Tagesordnung der Technik. Und unzweifelhaft kann Deutschland seinen Platz in vorderster Front der in der Luftfahrt führenden Nationen nur behaupten, wenn die Probleme dieses zukunftsträchtigsten Zweiges der Technik nicht Geheimwissenschaft kleiner Zirkel, sondern Gemeingut breiterster Volksschichten werden. Nur ein technisch umfassend interessiertes Volk wird technische Gipfelleistungen aufweisen können. Nicht nur Volk der Dichter und Denker — auch Volk der Techniker. So gesehen, liegt selbst im spielerischen Tun der Jungflieger tiefster Sinn.

Hinter den Dorfzäunen

Von Wolfgang Wiengek

Selbst der häßlichste Weg der Welt birgt seine eigene kleine Schönheit; wir müssen einem solchen Weg nur seinen Nektar und Blütenstaub abzubetteln wissen.

Lange hat es gedauert, bis ich die deine fand, — verzeih es mir — du alter stiller Pfad, du schmaler Fußpfad hinter den Dorfgärten, hinter den alten Lattenzäunen.

„Po zoptociu,“ sagt der Oberschlesier. Nur er weiß, was in diesem Worte schläft. Klingt nicht dem obererschlesischen Gemüt schon aus diesem Worte allein etwas wie Poesie, wie ein kleines Lied, gewoben aus einem stillen Wegesband, aus Vogelliedern und stillem Blühen, aus alten Zäunen, Frieden und Träumen? Abseits vom Dorf schleicht sich der Pfad herum. Lerchentriller gibt ihm das Geleit. Immer haben die Lerchen hier soviel Lieder in der Kehle. Ganz still ist's hier von allem, was Menschen

treiben. Es tuschelt nur Vogelgezwitscher und Blättergeflüster. Sollte da heimlich der Frieden irgendwo ruhn? Dort stand einmal eine Einsiedelei. Ich verstehe, wie Einsiedler hier in die stillsten Ecken ihre Klausen bauten, wie die Raben ihnen ihr Brot brachten, wie sie mit Reh und Eichkäschen spielten.

Ich bin allein auf dem Band meines Weges. Zärtlich besuche ich jedes Ding. Die Lattenzäune sind silbergrau, wie altes Holz ist, das lange Zeit dem Regen und der Sonne ausgesetzt war. Sonnenlichter huschen über das Silber. Ich staune über die Schönheit, das altes Holz ist.

Und die Zäune entlang schimmern Anemonen, die den letzten Schnee umwohnen. Das ist so lieblich, rührend und rein. Und von irgendwo der Duft heimlich blühender Veilchen. Blaue Lieder duften am Wegessaume, an morschen Lattenzäunen. Hinter den silbergrauen Zäunen gibt es auch noch Schönes. Da träumen uralte Gärten im Blütenschnee, reden von Ruhe und Frieden. Solch ein Garten ist ein Heiligtum, sicheres Eigentum, eingezäunt, festgelegt, wie man sein Taschentuch im Kommodenfach hat.

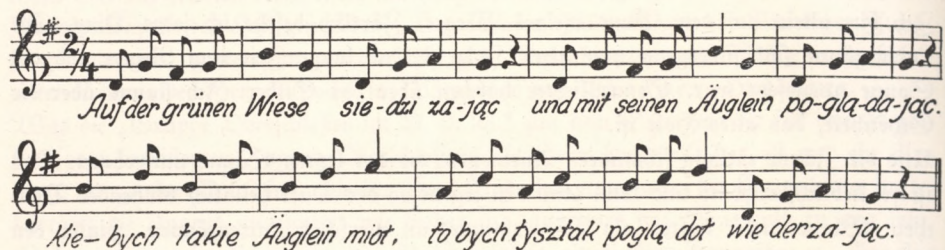
Dort am Stamm der Weide ist ein Muttergottesbild, das kindliche Einfalt gemalt und frommgläubig an den Stamm gefügt. Das Volk hält es hoch in Ehren. Noch ein klein wenig, dann scheint die Sonne der Mutter Gottes ins Gesicht. Dann lächelt sie, und mit ihr lächeln Garten, Weg und Feld.

Kirschbaumschnee schäumt über die Zäune, und alle Wipfel, alle Büsche klingen von Fink und Star. Eine Amsel singt der Mutter Gottes ihr Lied. Zwei oder drei Melodien kann sie, Melodien, die man malen könnte. Die Töne sind samten, voller Buntheit, wie Märchen. Die Goldammer dort auf dem Zaunpfahl singt eintönig und grau, wie wenn sie nur immer Werktag hätte.

„Düdlío, düta, düdlío“ Klingt es nun farbenbunt aus einem Garten. Ganz beglückt horche ich auf. Der erste Pirol ist's. Mit weichen Sehnsuchtslauten schmeicheln sich diese melodischen Flötentöne, dieses unvergeßlich Klangvolle „Düdlío“ in das Herz hinein. Es ist, als müßten bei diesem Locken Elfen mit Kränzen und geschmückte Gnomen in feierlicher Prozession durch die Gärten schreiten und dort auf der funkelnden Wiese im Grunde zu wiegendem Tanze sich reihen. „Düdlío, düta, düdlío“, „Bogu wolo, chłopu rolo, panu plat!“, d. h. Gott befohlen! Dem Mann das Feld, dem Herrn der Zins! — Eine alte Urkunde aus einem Vogelschnabel.

Nun gehe ich am Heimatgarten, am Vaterhause. Nur grüßen kann ich mit den Augen und jeden Baum mit ihnen streicheln. Ich bleibe einen Augenblick stehen und lausche, ob die Gartentür noch mit demselben Laut zuklappt wie einst. Der alte Grenzbirnbaum streichelt mir zärtlich mit seinen herabhängenden Zweigen übers Gesicht und die Apfelbäume grüßen und winken. Weißt du noch? Und die Buchen erkennen mich auch, die jetzt keiner mehr lieb hat.

Auf der Gänseweide treiben die Kinder ihre Kinderspiele, geben auch den Gruß des Pirols zurück. Rote Kleider kreischen gellend aus dem Grün heraus. Da ist die Stunde da, wo ich selbst als Kind auf derselben Wiese gespielt. Ich schließe die Augen mit der Hand. Die alten Kinderspiele sind da, alle sind sie da.



Auf der grünen Wiese siedzi zajac,
Und mit seinen Ohren posłuchajac.
Kiebych takie Ohren miał,
To bych tysztak posłuchał,
Wie der zajac.

Auf der grünen Wiese siedzi zajac,
Und mit seinem Schwänzchen pomyrgajac.
Kiebych taki Schwänzchen miał,
To bych tysztak pomyrgoł,
Wie der zajac.

Und dann das Prunkstück der Spottverse:

Felieczku moj, sag mir die Zeit,
Kiedy odprawisz deine Hochzeit!
Ludzie padaja,
Du bist zu klein.
Nie suchej ludzi,
Hochzeit muß sein.

Ich habe nichts, nichts vergessen. Wenn man ein Lied hört, fällt gleich ein ganzer Blütenstrauch aus dem Füllhorn. Mir ist, als glitte ein Lächeln aus der Kindheit über den schmalen Pfad. Hundert Erinnerungen umflattern ihn wie gaukelnde Schmetterlinge. Jeder Windhauch flüstert mir verwehte Lieder ins Ohr. Immer singt es in mir wie ein Heimchen in der blühenden Wiese. Ich fühl's, ich bin zu Haus auf diesem Pfade.

Und ganz verzaubert bleib ich jetzt stehen. Da ist dicht hinter einem silbergrauen Zaun ein duftendes Marienblatt. Wie lange habe ich das nicht mehr gesehen? Die Mutter trug es in ihrem Gebetbuch. Sie hatte es so gern. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, es durch die Staketten zu stehlen und mich an seinem Hauch noch einmal in die Kindheit tragen zu lassen. Mir ist, ich bin ein Knabe, und alles war nur geträumt.

Soll ich bleiben, soll ich weitergehen?

Benommen bleibe ich stehen und wage keinen Schritt, daß nicht die Düste verwehen und meine gute Stunde mit.

Oberschlesisches Musikleben

Von Franz Kauf-Gleinwig

II.

Ausführende Kräfte

Habe ich kürzlich* über Oberschlesiens musikalisch schöpferische Kräfte gesprochen und den Beweis zu führen versucht, daß unsere Provinz und ihre Komponisten mitschaffen am Webstuhl der deutschen Musikgeschichte, so will ich heute über die ausführenden Kräfte in Oberschlesiens Musikleben sprechen und versuchen, ein Bild zu geben von unseren Vereinen, von den Organisationen und auch von einzelnen Persönlichkeiten, die für regen Pulschlag musikalischen Lebens besorgt sind. Mußte ich in meinem ersten Bericht darauf hinweisen, daß Oberschlesiens künstlerische Bedeutung lange Zeit unterschätzt war, so darf ich heute, ohne der Vergangenheit vorwurfsvoll zu gedenken, sagen, daß auch heute die Tätigkeit unserer ausübenden Künstler noch nicht recht bekannt ist. Ich selbst kann das immer wieder feststellen, wenn Künstler, Sänger oder Instrumentalisten zu uns ins Engagement kommen und die Leistung unserer Chöre zu hören Gelegenheit haben. Ganz offen wird zugestanden, daß man geglaubt habe, hinter Breslau höre Chor- und Orchesterkultur auf, so wie man sich eine falsche Vorstellung von unseren mächtig aufblühenden Städten macht. Und doch sollte auch der ganz in ober-schlesische Verhältnisse Uneingeweihte zu Mindest wissen, daß der 1883 gegründete M e i s t e r s c h e G e s a n g v e r e i n K a t t o w i z schon vor Jahrzehnten auf vorbildlicher Höhe stand und durch seine Konzerte auch in Berlin bewies, daß selbst an der Südostecke unseres damaligen Reiches wahrhafte Kunst getrieben wurde. Das hat ja auch kein Geringerer als Siegfried Ochs anerkannt, der wiederholt auf diesen wirklichen Meisterchor hingewiesen hat, und seinen Gründer und damaligen Dirigenten, P r o f e s s o r D e s k a r M e i s t e r, sehr hoch schätzte. — Dann kam der Krieg und dann die Abtrennung der Stadt Kattowitz vom Reiche und somit die Gefährdung alten Kulturgutes. Allein der Chor hat auch diese Stürme überstanden, ja vielleicht haben gerade die politischen Verhältnisse noch einen festeren Zusammenschluß bewirkt, wenngleich ich sagen darf, daß die polnische Regierung von vornherein dem Chor wohlwollend gegenüberstand,** wie ja auch in letzter Zeit die Konzerte des Meisterschen Gesangsvereins in Warschau bewiesen haben. Zudem haben die Kattowitzer in P r o f e s s o r F r i z L u b r i c h, der 1919 die Leitung des Chores übernahm, den richtigen Mann gefunden. Selbst der überaus gefürchtete Kritiker von Kattowitz, Paul Rappaport, konnte im Jahre 1922 nach einem Konzert die schönen Worte von einer zweiten Blüte des

* Juniheft 1929. ** Bei andern deutschen Kultureinrichtungen in Ostoberschlesien kann man das leider nicht sagen! Die Schrift.

Vereins sprechen; denn es muß, um Lubrichs Arbeit würdigen zu können, darauf hingewiesen werden, daß heute nur noch etwa 40 Mitglieder des alten Chores — jenes Chores, vor der Teilung Oberschlesiens — singend tätig sind, die übrigen 120 sind neu und doch bereits von dem traditionellen Geist des Chores so durchdrungen, daß Höchstleistungen der Chorkultur erreicht werden, wie das diesjährige Berliner Gastkonzert bewiesen hat. Neben dem Meisterschen Gesangverein, gleichfalls unter Leitung von Lubrich, pflegt die Sängergemeinschaft den deutschen Männergesang, und zersplittert sich nicht wie anderwärts in zahllose kleine Vereine, die einzeln kein großzügiges künstlerisches Programm durchführen können.

Wenden wir unsere Blicke nun vorerst einmal nach Deutsch-Oberschlesien, das mit seinen Industriestädten Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg, seiner Regierungstadt Oppeln und Ratibor, dem Sitz des Landeshauptmannes, und schließlich der alten Bischofsstadt Neisse unser nächstes Interesse beanspruchen soll. Sahen wir, daß in Rattowitz vor Jahrzehnten Prof. Meister musikalische Kultur gebracht hat, so sind es in Beuthen zur selben Zeit zwei Männer gewesen, die ihre ganze Kraft für eine gedeihliche musikalische Entwicklung Beuthens eingesetzt haben: Thomas Cieplik und Franz Landsberger. Thomas Cieplik, von Hause aus Lehrer, gründete ein Musikhaus, darauf ein Konservatorium, gliederte diesem eine Kirchenmusikschule an; aus welchen Instituten sich bald ein Konservatoriumschor entwickelte. Ferner erkannte er bald die Notwendigkeit, Künstler von Weltruf auch nach Oberschlesien zu bringen. Franz Landsberger, seines Zeichens Bankdirektor, setzte sich wiederum für den Bau eines Konzerthauses und eines Theaters ein, förderte insbesondere das Quartettspiel, gründete den Musikverein und führte selbst mit diesem die „Missa solemnis“ und andere Werke auf. So ist der Boden Beuthens für die heutige Generation gut vorbereitet; denn aus diesem Musikverein und Cieplik's Konservatoriumschor hat sich der Beuthener „Singer-ein“ im Jahre 1918 neu gegründet, ein Verein, der heute an der Spitze der Beuthener Chorvereinigungen steht und seit Gründung von dem Städt. Musikdirektor Paul Jaschke geleitet wird. Wenn ich sage, daß dieser Verein anlässlich seines 10jährigen Bestehens „die Frühlingsfeier“ von Prohaska aufgeführt hat, so glaube ich damit die Leistungsfähigkeit und das künstlerische Niveau des Chores genügend gekennzeichnet zu haben. Neben dem Sängerein, gewissermaßen Spezialist für Kleinkunst, erfüllt der Madrigalchor, von Georg Klus geleitet, seine kulturelle Aufgabe, er trägt auch durch seine Konzertreisen ober-schlesisches Wesen hinaus in die weitere Provinz und insbesondere in die schlesischen Bäder. Auch die Kirchenchöre sind in Beuthen nicht uninteressiert am Konzertleben; insbesondere der Chor von St. Marien unter Erich Lohay beweist, daß er nicht nur im Gotteshause, sondern auch im Konzertsaal sich wohl behaupten kann. Vielleicht ist hier, da das Wort Kirchenchor

— nun schon gefallen ist, der Ort, über die katholische Kirchenmusik in Oberschlesien im allgemeinen etwas zu sagen. Es ist nämlich fast überall der Brauch, allsonntäglich, natürlich außer Fasten- und Adventszeit, Messen mit Streichorchester aufzuführen. Das bedeutet für den Chordirigenten nicht mehr und nicht weniger als ein allsonntägliches Konzert; a capella-Musik dagegen ist leider beim Volke nicht beliebt und wird infolgedessen nicht so gepflegt wie etwa im Westen des Reiches. Hier ist der Einfluß sowohl von österreichischer als von polnischer Seite unverkennbar. Für den Oberschlesier bedeutet das Fortissimo der Orgel den Gipfel der Seligkeit, jene Dämmerungs-Zwielichtstimmung eines sanften Zwischenspiels etwa einer Vox coelestis oder Aeoline liebt er nicht. Ich selbst habe darin und darüber jahrelang meine Erfahrungen gesammelt. Dagegen ist die evangelische Kirchenmusik bestrebt, in Konzerten und hier und da auch im Gottesdienst jene alten Meister: Palestrina, Lotti und andere zu Gehör zu bringen, die eigentlich in die katholische Kirche gehören. Nebenbei wird von diesen Chören vornehmlich natürlich Bach und Schütz gepflegt. Ich komme noch später auf einige, besonders nach dieser Richtung hin tätige Vereine zurück, muß aber an dieser Stelle insbesondere der vielen Kantoren und Organisten in unseren Dörfern gedenken, die in aller Stille und mit so viel Liebe ihre musica sacra betreuen und dafür sorgen, daß gerade auf dem Lande der Sinn für Musik und insbesondere für das Heimatlied gehegt und gepflegt wird. — Fragen wir nun, wie es in Gleiwitz mit den Konzertgebenden Vereinen bestellt ist, so ist zu sagen, daß als gemischter Chor jahrzehntelang der Musikverein das Monopol hatte. Indessen hat sich darin eine Wandlung vollzogen, weil der später noch zu erwähnende und eigentlich als Männergesangverein gegründete Gleiwitzer Lehrergesangverein sich seit ein paar Jahren einen Frauenchor angegliedert hat, und nun ein wichtiger Kulturfaktor im ober-schlesischen Musikleben ist. Da ich ihn selbst musikalisch betreue, sei über seine künstlerische Qualität nichts gesagt, nur das noch erwähnt, daß der Musikverein gerade durch unseren Lehrergesangverein, wie das ja immer so zu gehen pflegt, frische Impulse des Selbsterhaltungstriebes empfangen hat und unter Leitung von Carl May innerlich gefestigter ist, als vordem. — In Hindenburg liegen die Dinge nicht so günstig wie in Beuthen und Gleiwitz, einstweilen ist das Konzertleben dort noch in Gärung und manches ist in Neubildung begriffen. Der einstmals blühende Musikverein ist durch Wegzug seines Dirigenten der Auflösung nahe. Unterdessen versucht Alfred Rutsche mit einer Neugründung neues Leben aus den Ruinen zu erwecken, und es hat den Anschein, als ob er der geeignete Mann wäre, die vielen, sich zersplitternden Kräfte zusammenzubinden. In Oppeln liegen die Verhältnisse ganz ähnlich, auch dort macht sich eine Renaissance im lokalen Musikleben bemerkbar. Zunächst ist es der Musikverein,

der durch Anton Petruschke kräftige Impulse erhalten hat und in letzter Zeit auch versucht, seinem Chor einen Instrumentalkörper anzugliedern. Als reiner Männerchor behauptet der Lehrer gesangverein unter Richard Schneider seinen Platz, wohingegen der Schubertbund, ebenfalls unter Leitung Schneiders eine schöne Gemeinsamkeit erstrebt. Beifall fanden die Massenkindchöre unter Leitung von Konrektor Knopp z. B. anlässlich der Abstimmungsfeier 1926 und des Hindenburgempfanges in Oppeln. Ratibor ist in der glücklichen Lage, seine Chorvereinigungen in einer Hand vereinigt zu sehen: Musikdirektor Richard Ottinger hat in der Singakademie alle musikalischen Kräfte gebunden. In Neisse wiederum sind es zwei Organisationen, die beide vollwertig nebeneinander arbeiten: die Singakademie Stuckenschmidt, geleitet von Musikdirektor Ernst Maier, und der Lehrer gesangverein mit dem Dittersdorf-Frauenchor unter der Stabführung von Chorrektor Joseph Thamm. Mit der Aufzählung dieser Städte und ihrer Verbände ist das musikalische Leben und Wirken gemischter Chöre nur angedeutet, nicht erschöpft; denn auch in den Städten Leobschütz, Neustadt — (hier ist z. B. Musikdirektor Böbel musikalische Intelligenz) — und vielen anderen finden wir viel Liebe und Verständnis für die Pflege des Chorgesanges, wie ja überhaupt der Oberschlesier äußerst sangesfreudig ist. Diese Sangesfreudigkeit kommt freilich noch weit mehr im Männerchor gesang zur Geltung, dem ja bei aller Kunstpflege die Geselligkeit mehr Spielraum läßt. So haben wir in allen Städten recht bedeutende Männerchorvereinigungen, die überdies in ihrer Mehrzahl sich bemühen, weit über das Niveau der sogenannten Liedertafel zu stehen. Sie einzeln aufzuzählen, entspräche keinesfalls dem Sinn und dem Zweck dieser Zeilen: genug zu sagen: der Männergesang blüht aller Orten, ja, und was noch mehr ist: gerade die arbeitende Bevölkerung aus Gruben, Hütten- und Lokwerkstatt stellt eine große Masse dieser Vereine, die ihrerseits sogar zu einem selbständigen Bau vereinigt sind.

Habe ich über die Kirchenchöre schon einiges gesagt, so muß ich doch, um das Bild zu vervollständigen noch nachtragen, daß die katholischen Kirchenchöre unter dem Banner der Cäcilienvereinsorganisation stehen, während sich Dank der Initiative des evangelischen Kirchenmusikdirektors Max Schweichert die protestantischen Kirchenmusikvereine zu einer ober-schlesischen Organisation zusammengeschlossen haben.

Wie ist es nun bei uns mit einheimischen Solisten bestellt? Freilich nicht zum Besten. Die Gründe hierfür liegen ja klar zu Tage. Ist ein Sängler, eine Sänglerin außerordentlich gut, so streben sie gewiß aus der Provinz heraus, braucht aber ein Verein zu einer Aufführung Solisten, so sollen diese bestimmt nicht aus Oberschlesien sein,



Sitzende Maria mit Kind. 2. H. d. 14. Jhds.

Geistlicher Besitz
Neisse

Aus Braune/Wiese, Schlesische Malerei und Plastik des Mittelalters



Johannes, Teilaufnahme, um 1420
Triumpfkreuzgruppe Corpus Christi-Kirche, Breslau

Aus Braune/Wiese, Schlesische Malerei und Plastik des Mittelalters

auch wenn sie mit auswärtigen Kräften wohl Schritt halten können. So kommt es, daß unsere Künstler, auch Pianisten und Instrumentalisten sich bei uns erst dann Geltung verschaffen, wenn sie das Diplom auswärtiger Anerkennung bringen; so ging es mit dem ober Schlesischen Funkquartett, so geht es mit allen. Frä. Angela Chymizek (Gleiwitz) ersingt sich in Nürnberg Lorbeeren. Frau Magda Schön-Arndt (Bentzen) wird in Ostpreußen gefeiert; Frau Agnes Gorek-Kiwoboda begeistert die Dresdener, — Gründe, auch bei uns in Oberschlesien der Künstlerinnen zu gedenken. Auch unser Tenor Albert Gärtner und unsere Bassisten Richard Cohn und Julius Tarchis sollen nicht vergessen werden, ebenso der ausgezeichnete Geiger Willy Wunderlich, die Pianisten: Frau Eva Ebner-Robert, Georg Richter und Erwin Larisch und nicht zuletzt das ober Schlesische Trio in Oppeln.

Ich zähle hierzu nicht wie anderswo die Künstler unseres Landestheaters, soweit sie sich musikalisch betätigen. Da liegen die Verhältnisse in Oberschlesien gar eigentümlich. Der Industriebezirk besitzt eine Wanderbühne, eben unser ober Schlesisches Landestheater, geleitet von Generalintendant Illing, die mit nennenswerten Opernkräften an die Öffentlichkeit tritt, und sowohl den „Don Giovanni“ wie den „Rosenkavalier“ im Repertoire hat. Da außer dem Opernensemble noch ein besonderes Operetten- und Schauspielpersonal besteht, ist es möglich, in abwechselbarer Reihenfolge 5 resp. 7 Städte zu bespielen; nämlich: Bentzen, Gleiwitz, Hindenburg, Larnowitz und Rosenberg, Rattowitz und Königshütte. Da die beiden letztgenannten im abgetrennten polnischen Gebiet liegen, hat man mit Polen, das in Rattowitz ebenfalls eine polnische Oper unterhält, einen Kompromiß geschlossen, derart, daß auch die polnische Oper im Industriebezirk gastieren darf. Für die, wenn auch nebensächliche Konzerttätigkeit scheiden die Mitglieder unserer Oper nun eben aus dem Grunde aus, weil sie dauernd auf Reisen sind, und weil sie sich bei der komplizierten Aufstellung des Spielplanes nicht einmal auf kurze Frist binden können, ohne fürchten zu müssen, bei der geringsten Änderung des Spielplanes das Konzert absagen zu müssen. Eng verbunden mit der Oper ist naturgemäß das Opernorch. worin unsere besten ober Schlesischen Instrumentalisten gebunden sind; auch dieses Orchester ist aus dem soeben Gesagten für Konzertaufführungen nicht frei, was um so bedauerlicher ist, als wir in Oberschlesien noch immer kein ober Schlesisches Landesorchester haben. Das dies ein ungeheurer großer Mangel, eine unausfüllbare Lücke im musikalischen Leben ist, wissen nicht nur Musiker und Publikum, sondern auch die leitenden Staatsstellen. Was sind schon für Verhandlungen gepflogen, für Vorschläge gemacht worden, — umsonst, es wurde praktisch nichts erreicht. Wir haben kein Orchester: Bis vor ein paar Jahren verschrieben wir uns zu unseren Aufführungen das Breslauer Landesorchester;

nachdem aber dieses sich mit dem Breslauer Opernorchester als „Schlesische Philharmonie“ zusammengetan hat, ist auch dieses Orchester für uns illusorisch geworden. Freilich haben wir Kapellen, sogar recht gute Grubenkapellen, aber es ist alles nicht das, was wir brauchen. Es fehlen uns heute eben jene straff organisierten Militärkapellen der Vorkriegszeit, deren künstlerisches Können dank der Tätigkeit ihrer Obermusikmeister auf hoher Stufe stand. Noch trauriger dürfte es in den nächsten Jahrzehnten aussehen, wo die alten Leute, die heute noch bei den Grubenkapellen tätig sind, nicht mehr an den Pulten sitzen werden. Es fehlt uns ja jeglicher Nachwuchs für unsere Bläser. Ein kleiner Trost mag sein, daß durch den Einfluß der Jugendbewegung die Spiel- und Musizierfreudigkeit der Jugend gehoben wird, und daß das Streich- und Zupfinstrument, ja selbst die Flöte, heute wieder bei der Jugend neben dem Klavier in seine Rechte tritt. Gerade in Oberschlesien haben wir ja durch den Impuls des unvergeßlichen Spielmannes Prof. Klements Neumann einen gewaltigen Aufschwung jener Musizierfreudigkeit bei der Jugend erhalten, die ihrerseits wieder in eine gepflegte Hausmusik ausmünden wird.

Wie die Grundlage eines Staates die Familie ist, so ist die gute Familien- und Hausmusik das Fundament musikalischer Entwicklung einer Provinz. Ich glaube sagen zu dürfen, daß es bei uns damit nicht schlecht bestellt ist. Als ich 1912 nach Neisse kam, fand ich bald Anschluß an Familien, in denen recht wertvolle Hausmusik gepflegt wurde, insbesondere zeichnete sich das Vaterhaus des Herausgebers dieser Zeitschrift durch liebevolle Pflege der Kammermusik aus, eine Tradition, die ja heute noch durch den Namen Czodrok in Neisse festgehalten wird. Und heute weiß ich, daß in Gleiwitz trotz Radio und Elektrola doch daheim recht viel musiziert wird; das wissen am besten die wenigen Cellisten, von denen ein jeder vier bis fünf Vereinigungen angehört. In anderen Städten wird sich ein gleiches Bild ergeben. Und nun wieder zurück zu den Orchesterverbänden: da sind auch in Oppeln, in Ratibor, in Neisse kleinere, aus dem Stamm ehemaliger Militärmusiker gebildete Kapellen zu finden, die sich noch mehr entwickeln könnten, wenn der Musikerverband, seine Interessen wahrnehmend, den heute als Beamte tätigen Musikern das Spielen im Orchester durch Anzeige bei ihrer Behörde nicht verleidet würde. Alles in Allem: die Orchesternot in Oberschlesien ist brennend und es ist sehr zu wünschen, daß Regierung oder Provinzialverwaltung endlich einmal darangehen, ein Orchester zu schaffen, wie es im Westen Deutschlands jede halbwegs mittelgroße Stadt besitzt. Zur Erhaltung des Landestheaters bringt die Provinz und bringen die Städte große finanzielle Opfer, ich als Musiker kann nicht von dem Standpunkt abgehen, daß es für unsere Provinz, wenn schon nicht unmittelbar, so doch mittelbar durch, wenn auch geringe finanzielle Hilfe ein Orchester bereitzustellen, heilige Pflicht wäre. Wie sehr die einzelnen Städte überhaupt am musikalischen Leben

interessiert sind, sehen wir an der Arbeit der Volkshochschulen, die hier musikalisch sehr intensiv betrieben wird. Da gibt es von Berufenen Vorträge mit musikalischen Erläuterungen, die eine gute Resonanz bei der Bevölkerung finden. Ich weiß freilich nicht, ob es überall so ist, daß die arbeitende Klasse in unseren Hörsälen fehlt, daß vielmehr das eigentliche Konzertpublikum die Reihen füllt. Man möchte manches Mal so gerne Kultur- und Aufbauarbeit treiben, erfaßt aber schwer die Kreise des einfachen Volkes. Neben dieser Arbeit der Volkshochschulen sorgen unsere Konservatorien in Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg und Oppeln für zielbewußte Arbeit im musikpädagogischen Sinne. Alle diese Anstalten sind mit Seminaren verbunden, die ihre Schüler auf die Staatliche Musiklehrerprüfung, bezw. das Verbandsexamen vorbereiten. Diese Aufbauarbeit, die bei uns gerade so nottut, wird im wesentlichen gefördert durch das große Interesse, welches Oberpräsident Dr. Lufschek im selben Sinne wie sein Vorgänger Oberpräsident Dr. Proské und Landeshauptmann Dr. Piontek künstlerisch-musikalischen Veranstaltungen entgegenbringen; wir wissen uns da in guter Hut und wissen auch, daß die Genannten oft noch mehr tun würden, wenn ihnen selbst die nötigen Gelder zur Verfügung stünden. Organisiert sind die musikalischen Vereine und Verbände als Arbeitsgemeinschaft im ober-schlesischen Kulturverband, ein Verband, in den alle Arbeitsgemeinschaften, Verbände und Vereine münden, die sich Kulturarbeit auf überparteilicher Grundlage zur Aufgabe gestellt haben. In letzter Zeit konnte dieser Kulturverband oft mit der Gemeinnützigen Vereinigung zur Pflege deutscher Kunst zusammen wirken und besonders in kleineren Städten und auf dem Lande wahrhafte Kulturarbeit treiben. Dabei soll nicht gesagt sein, daß unsere großen Städte leer ausgehen, im Gegenteil, das Auftreten von Künstlern, die sich ein einzelnes Konzertunternehmen nicht immer leisten können, werden durch die von Dr. Michaelis hervorragend betreute Gemeinnützige Vereinigung möglich. Ich denke dabei auch an die Rundreise des Berliner Sinfonieorchesters, die bei dem vorhin geschilderten Orchesterabend in unserer Provinz ein Ereignis wurde. Mit besonderem Interesse ist die Vereinigung in Ostoberschlesien tätig und unterstützt nachdrücklichst die Deutsche Kunst. Mit ihr arbeiten gemeinsam die großen Chorvereinigungen, von denen ich schon den Meisterchen Gesangsverein in Kattowitz nannte und zu denen noch die von mir geleitete Königshütter Chorvereinigung und die in hoher Gesangkultur stehende Arbeitergesangsvereinigung Kattowitz kommt, dessen musikalische Führer die Herren Schwierrholz und Birkner sind. Jedenfalls sehen wir überall regstes musikalisches Werden und Reifen; möge die Zukunft recht Vieles zur Vollen dung bringen!

Ein spätmittelalterliches Flügelaltarbild der Kreuztragung im Ratiborer Heimatmuseum

Von Bernhard Stephan

Auf meiner Rückreise von der Schlesiſchen Kulturwoche vorigen Jahres in Mährisch-Schönberg hatte ich Gelegenheit, bei kurzem Aufenthalt in Ratibor das im dortigen Heimatmuseum aus dem Besitz des akademischen Zeichenlehrer Reimann, Ratibor als Leihgabe befindliche Gemälde der Kreuztragung kennen zu lernen, das durch Farbe, Zeichnung, Komposition gleichermaßen auffällt. Nach Mitteilung von Herrn Reimann ist das 108 × 91 cm große Bild in Lohnau D/C. gefunden. Es weist reichlich Beschädigungen auf. Dem jetzigen, teilweise zerstörten Silbergrund fehlt augenscheinlich die Gelblasur, die ihn zum Goldgrund machte. War es doch, wie sich bei der Aufindung durch Herrn Reimann zeigte, zunächst einmal mit Temperafarbe übermalt (Johannes von Nepomuk, von der Brücke geworfen), ein zweites Mal mit einem Ölbild überklebt. Bei Ablösung der verdeckenden Schichten ist die Lasur geschwunden. Die Farbgebung, die einen teilweise lebhaft bunten Eindruck macht, ist folgende. Auf der linken Seite herrscht ein helles Rot und helles Grün vor außer Ockergelb. Die Figur Christi ist dunkel blau gewandet, Simon von Cyrene in der Hauptsache ockergelb. Die Frauen sind dunkelblau mit Hellrot.

Die Darstellung überrascht durch den sehr bestimmt durchgeführten Kontrast von Bewegung auf der einen und Ruhe auf der anderen Seite. Christus in schleppendem, schleifendem Gange, wie ihn Einblattdrucke bereits des frühen 15. Jahrhunderts zeigen, nicht ganz in der Mittelachse, um ein langsames Vorschreiten nach links auszudrücken, das doch wieder durch das Anspringen der Schergen zum Stehen gebracht ist. Auch die Frauen und Johannes sind eher beharrende Assistenten, als eigentlich Schreitende. Die Figur Christi ist geflissentlich isoliert, aber durch den Kreuzlängsbalken, an dem Simon von Cyrene tragen hilft, und durch Gesten und Zufassen der Schergengruppe nach links verbunden. Christus schaut mit Wendung des Kopfes nicht aus dem Bilde heraus, sondern mit ergreifendem Ausdruck wie ins Weite. Seiner Gestalt ist die des Simon gewissermaßen in Verkleinerung nachgezeichnet. Durch die schwer auf dem Haupt Christi lastende Hand des einen Schergen ist der Kreuzträger, die linke Hand auf das linke Knie stützend, gleichsam festgenagelt. Die linke Schergengruppe ist so komponiert, daß man nicht an eine Kreuztragung, sondern eher an eine Dornenkrönung denken möchte. Ein Gemälde der Reglerkirche in Erfurt von einem Erfurter Meister von 1440 kann beispielsweise genannt werden (Abb. bei Orienter, Der seelische Ausdruck in der altdeutschen Malerei, S. 23). Einer symmetrischen Komposition zuliebe ist



Kreuztragung, um 1400

Kunstgewerbemuseum Breslau



Hans Multscher
Kreuztragung 1437

Kaiser Friedrich
Museum, Berlin



Kreuztragung, um 1480

Heimatmuseum
Ratibor Leihgabe

Mit Genehmigung von Herrn akad. Zeichenlehrer Reimann, Ratibor

gleiche Kopfhöhe der drei Gestalten des Gefolges und der beiden Schergen der linken Seite hergestellt, in derselben Höhe ist auch die zum Zuschlagen erhobene, wie stehengebliebene Hand zwischen diesen beiden Köpfen. Auch aus der Anordnung der anderen Beteiligten ergibt sich ein Dreirhythmus. Im ganzen ein Flächenzusammenhalt, in dem die aufgeschlossene Silhouette links — die Kurven — gegen die statuarische Reihung rechts — vertikale und gebrochene Falten — stark spricht. In gegliederter Staffelung vermitteln die Figuren räumliche Vorstellung, indem sie im Grundriß in Schrägen disponiert sind, von der ansteigenden Bodenfläche her sind die Figuren in plastischer Betonung nach vorn entwickelt, sie haben, jede für sich, trotz der flächigen Bindung ihr plastisches Sonderleben.

Wenn man die Ratiborer Kreuztragung ikonographisch erklären will, so muß man an den alten „monumentalen“ Typus denken, es ist mit der Absicht auf andächtige Feierlichkeit ein ideales Schema erfüllt, wie es nach Abzug von Stadtkulisse und begleitender Vielsfigurigkeit z. B. aus Giotto Fresko der Kreuztragung in der Arena in Padua oder späteren italienischen Fresken sich herauschälen läßt, die auf frühere Vorbilder zurückgehen (vergl. die Abbildungen im Aufsatz von Fritz Sagl, Studien über Hans Holbein d. J. I. Die Karlsruher Kreuztragung, Belvedere, 1926, Heft 7). Prinzipiell ist entscheidend „die schräge Mittelgruppe, die auf beiden Seiten durch senkrechte Gestalten eingeschlossen wird“ (Sagl.).

Es ist nicht zu übersehen, daß die Kreuztragung Hans Mulschers im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum von 1437 sowohl in den beiden Frauen mit Johannes und in Simon von Cyrene als auch in dem Schergen, der den Kreuztragenden am gespannten Seil vorwärts zieht, endlich in der Figur Christi selbst mit der zum Verweilen zwingenden Kopfwendung, Grundgedanken der Ratiborer Kreuztragung, nur im Gegensinne, bereithielt. Zu beachten ist die Anordnung der um den Kreuzbalken zussassenden Hände. Die gedrängte Fülle des übrigen Figurenangebots, die drohende Volksmenge ebenso wie die spottenden Kinder, sind weggeblieben.

Hiermit ist die Frage der stilistischen und zeitlichen Stellung der Ratiborer Kreuztragung angeschnitten. Müssen wir aber die Zusammenhänge so weit suchen oder gibt es im Rahmen der schlesischen Malerei eine Einordnungsmöglichkeit?

Das Breslauer Kunstgewerbemuseum besitzt eine Kreuztragung Christi, als Teil eines Altars, die Franz Landsberger in: Ein Kapitel schlesischer Malerei (Die Kunst in Schlesien S. 226) abbildet. Sie trägt einige Züge, die, entfernt, die Ratiborer Kreuztragung mit ihr verbinden. Der zurückblickende Scherge rechts ist im Gesichtstypus dem auf der Ratiborer Kreuztragung am weitesten links befindlichen verwandt. Zu weitgehende Schlüsse können nicht gezogen werden, da grade dieser Kopf auf der Ratiborer



Befreiung Petri aus dem Gefängnis, um 1450
Aus Braune/Miele, Schlesische Malerei und Plastik des Mittelalters

Privatbesitz

Kreuztragung nicht ganz erhalten ist, aber unverkennbar auf den „weichen“ böhmisch-schlesischen Stil um 1400 hinweist. Es bleibt unbenommen, etwa noch den Johannes der Kreuzigung auf rotem Grund im Fürstbischöflichen Diözesanmuseum in Breslau vom Anfang des 15. Jahrhunderts heranzuziehen (Abb. Tafel 171 Braune-Wiese, Schlesische Plastik und Malerei des Mittelalters), für die beiden Frauen etwa die Nonnen der sogenannten Hedwigstafel — aus der St. Bernhardikirche vom ersten Drittel des 15. Jahrhunderts (Abb. ebenda Tafel 184). Aber über diese Stilstufe ist die Ratiborer Kreuztragung hinaus, trotzdem auch der bärtige Kopf des Simon von Cyrene und die Gewandmotive mit der genannten Kreuztragung Christi des Breslauer Kunstgewerbemuseums Berührung zeigen.

Wie steht nun die Ratiborer Kreuztragung zum Hauptwerk schlesischer Malerei der Mitte des 15. Jahrhunderts, zum Barbara-Altar im Breslauer Kunstgewerbemuseum von 1447, dessen wohl in Breslau ortsansässiger Meister „stilbildend durch Schüler nicht nur nach Krakau gewirkt, sondern dessen Stil nach Galizien offenbar durch Jahrzehnte seine Wirkung ausgestrahlt hat.“¹

Ohne die Werkstatt, der die Ratiborer Kreuztragung entstammt, falls sich in der Tat Beziehungen ergeben, von vornherein außerhalb Breslau östlich lokalisieren oder unbedingt nach Breslau verlegen zu wollen, wird das Verhältnis zum Barbara-Altar geprüft werden müssen. Die Stilbeziehung in der Farbe ist sehr deutlich, ebenso in der räumlich plastischen Grundauffassung. Die geradezu verblüffende plastische Energie des Kopfes des Schergen mit der erhobenen Hand der Ratiborer Kreuztragung wäre im Besonderen zu nennen, und mit dem hl. Felix des Mittelstücks des voll geöffneten Barbara-Altars zu vergleichen. Doch insbesondere scheint der Christus-Typ der Ratiborer Kreuztragung geradezu dieselbe Beschreibung zu verlangen, mit der Ernst Kloss treffend das Christushaupt des Barbarameisters kennzeichnet, „dessen weiche, rechteckige Form mit den großen dunklen Augen nur im Osten ganz verstanden wird“ (vergl. seine Ausführungen zur „Schlesischen Kunst des Mittelalters auf der Ausstellung Breslau-Scheitnig 1926“, Cicerone 1926, Heft 18, S. 60). Welche Orientierung aber überhaupt der Maler der Ratiborer Kreuztragung, wo er auch arbeitete, gehabt hat, welchen weiten Blick, wenn auch vielleicht einen rückwärts gewandten; daß Skizzenbücher seinen Vorrat bildeten, aus dem er schöpfen konnte, das belegt mehr als das Zitat nach Meister Franke — der Simon von Cyrene ist ihm, übertragen, entnommen — die „schwebende“ Parallele zu einem Martyrium des hl. Philippus des Schlesischen Museums der bildenden Künste, Breslau, auf einen rheinischen Meister um 1460 be-

¹ Braune-Wiese, Schlesische Plastik und Malerei des Mittelalters, S. 84.

stimmt. Dort hat der linke Steinwerfende so viel Gemeinsames mit dem Schergen der Ratiborer Kreuztragung, daß man ihn zwar nicht für seinen Doppelgänger halten kann, schon die veränderte Tracht läßt das nicht zu, wohl aber für eine Neuredaktion. Daselbe rheinische Bild hat auch die bereits erwähnte, wie stehengebliebene Hand, die sich in der Ratiborer Kreuztragung in anderem Kompositionszusammenhange findet, typisch für eine Entlehnung!

Trotz der also nicht zu leugnenden „universalen“ Tendenz hat die Ratiborer Kreuztragung bei der zupackenden Entschiedenheit ihrer Gestaltungsabsicht auf der Grundlage einer ausdrucksstarken seelischen Haltung eine geschlossene Wirkung erreicht. Die zeitliche Festsetzung bleibt dennoch erschwert. Je weiter in Schlesien die künstlerische Auffassung seit dem Barbarameister sich wandelt, umso mehr ist allenthalben die niederländische Wendung spürbar, sei es mit, sei es ohne Nürnberger Vermittlung. Für die ausgehende Spätgotik in der Malerei leitet der Christus in der Kelter des Breslauer Fürstbischöflichen Diözesanmuseums stilistisch eine neue Phase ein. Der Christus in der Kelter ist dem Breslauer Meister von 1486/87 zugeschrieben und um 1480/90 bestimmt (Braune/Wiese, Schlesische Malerei und Plastik des Mittelalters, S. 89, Abb. in „Der Oberschlesier“, Jahrg. 1928 Heft 3). Kann zu dieser Zeit noch ein Bild wie die Ratiborer Kreuztragung entstanden sein? Die Modellierung, das „Schongauer“-sche des Johanneskopfes spräche dafür. Das Breitformat, die reliefmäßige Anordnung und dabei doch räumlich feste Basierung der Figuren, die Linienbewegung der linken, die Gewandbehandlung der rechten Gruppe, einschließlich der Figur Christi, mit der schweren altertümlichen Faltengebung, die feierliche hieratische Grundstimmung des Ganzen verraten, daß das Bild seine künstlerischen Ursprünge aber nicht im Boden dieser Spätgotik hat. Ein Maler muß es geschaffen haben, der seiner Schulung nach in der Mitte des Jahrhunderts und noch weiter zurückgreifender Tradition wurzelt und nun, ohne seine idealistische Gesinnung aufzugeben, zu der neuen Wirklichkeit, im Einzelnen, hinübergeht, die je länger je mehr ihr Recht forderte.² Aus der Zusammenfassung alles Gesagten wird eine Ansetzung der Ratiborer Kreuztragung nahe an 1480 am ehesten vertreten werden können.

² Ein Vergleich mit Michael Wolgemuts Kreuztragung des Zwickauer Altars von 1479 bestätigt das. Der vordere Scherge des Ratiborer Bildes hat zwar durchaus etwas von derselben federnden Kraft, wie sie im Anschnellen des gepanzerten Schergen Wolgemuts herauskommt. Im Gesamtgefüge aber bleibt dennoch alles retardierend, gesammelt — nichts von dem rollenden Tumult der Wolgemutschen Komposition.

Kriegslegend des Pleßer Landes im 30-jährigen Kriege

Nach Chroniken bearbeitet von Georg Büchs, Pleß

Von der großen Tragödie des 30-jährigen Krieges, dem Kampf um die Gewissensfreiheit, der in den deutschen Landen tobte, blieb unsere engere Heimat durchaus nicht verschont. Ein Spielball des Schicksals war unsere Heimat, deren Bevölkerung in ihrer Bedrängnis und Not nicht wußte, welcher der Herren, die durch Drohungen und Versprechungen in den erlassenen Patenten die Anerkennung ihrer Macht forderten, ihr rechtmäßiger sei. In grellem Lichte wurden auf Flugblättern die Schandtaten des Gegners dargestellt, um zum Abfall von ihm zu bewegen. Möge uns nur eines der in die Herrschaft Pleß gelangten Schriftstücke dieser Art dafür ein Beweis sein: Johann Georg der Ältere von Brandenburg nimmt als Kommissarius des Winterkönigs das Ereignis der Exekution in Prag am 21. Juni 1621 zum Stoff eines solchen Propagandaschreibens, in welchem er berichtet, „wie das nunmehr, leider Gott erbarm es, die schreckliche tyrannische und überbarbarische Exekution im Königreich Böhmen und dessen Hauptstadt Prag gewiß ergangen und die fürnehmsten Columnen und Patrioten auch sonst viel ehrlicher frommen Leut, wie hierunter geschrieben, erbärmlich hingerichtet und wegen ihres redlichen Gemüts vom Leben zum Tode gebracht worden, welches Gott, der Allmächtige, an den blutdürstigen Leuten, so die meiste Ursach daran haben, selbst rechnen wolle.“ Kein Zweifel daran, daß unter den „blutdürstigen Leuten“ der Kaiser und seine Partei gemeint sind. Und dann folgen die Namen der Ritter, Adligen und Bürger, die Opfer jener Exekution. Bei den Namen aber ist zu lesen: „Die Köpfe auf der Brücken an das Tor angeschlagen. Enthauptet, den Kopf nach Rutenberg geschickt und vor seinem Hause an eine Säule angeschlagen. Diese zwei sind auf dem Altstädter Rathaus zum Fenster hinausgehängt worden. Diese drei Personen, welche doch im wenigsten nichts getan, sind aus Haß und Neid ausgestrichen und in Ewigkeit bannisiert worden. Mit der Zungen an die Justitia genagelt und sich losreißen müssen. Aus dem Weißen Turm zum Fenster in den Schloßgraben geworfen und vorgeben worden, er hätte sich selbst heruntergestürzt, welches sich aber viel anders verhält.“

Golche und ähnliche Nachrichten waren die Vorboten für das Elend, welches ein halbes Menschenalter lang unsere Heimat auf das schwerste bedrücken sollte.

Das Schloß Pleß schien der entarteten vorüberziehenden Soldateska nach wochenlangem Herumstreifen in Wind und Wetter, Not und Verderben als gastliche Stätte gewinkt zu haben. Eine „Consignation“ über Kriegskontributionen, Quartiere, Spesen, Plündereien und Exortionen berichtet von dem Elend und der Not des bedrängten Volkes,

das doch als Quelle der Herbeischaffung der geforderten Kontributionen von der Standesherrschaft hat benutzt werden müssen.

Was nützte dem Herrn auf Pleß und der armen Bevölkerung die *Salva guardia* Mansfelds, die er am 17. August des Jahres 1626 in seinem Lager zu Teschen der Standesherrschaft zu Papier gibt und mit seiner Unterschrift bekräftigt, daß er sie in „besondere Protektion“ genommen habe, daß „das Städtlein und Landschaft Pleß mit allen denselben zugehörigen Mühlen, Höfen, Schaffereien, Häusern, Scheunen, Inwohnern und Angesehenen, derselben Vieh, Pferd, Hab, Güter, liegende und fahrende,“ seinem Schutze unterstehen und daß er den ernstlichen Befehl gegeben habe, „daß sich keiner unterstehe, istgemeldtes Städtlein mit seinen Appartinentien, mit Plündern, Rauben, Stehlen, Brandschätzen, Exaktionen, Kontributionen, List Gewalt, Betrug, heimlich oder öffentlich zu beschädigen, zu beschweren oder zu hehellen?“ Wer kümmert sich um die am 19. Juli 1627 von Wallenstein selbst in Oderberg ausgestellte *Salva guardia*, die allen Soldaten „zu Roß und zu Fuß“, verkündet wird und „vor aller Soldateska Einlogier, Einquartierung und anderer Kriegsbeschwerlichkeiten gänzlichen erimieret und befreiet?“ Nutzlose, teuer erkaufte Papiere sind es, die von der eisernen Faust des Dämons Krieg unbeachtet zerknüllt werden.

Möge ein kleiner Auszug aus oben genannter Consignation den Leser mit den hauptsächlichsten Bedrückungen des Pleßer Volkes in jenen Unglücksjahren bekanntmachen. Der Burggraf Hermann zu Dohna, der Kapitän Winters, die Rittmeister Naues, Niklas von Marschall, Schießbogen, Seidlitz und Weißenau werden als unliebsame Quartiergäste in den Jahren 1621—1626 genannt, die an barem Gelde, Wein, Bier, Getreide, Vieh und Viktualien 291 042 Taler kosten, ohne die 2 005 Taler zu berücksichtigen, die dem Obrist Collredo nach Beuthen und dem Herzog nach Teschen in barem Geld kontribuiert werden.

Zu Anfang des Jahres 1627 zahlt die Herrschaft an den Obristen Fehrensbach 19 399 Taler.

Die Mansfeldischen Truppen und Dänen, welche annahmen, daß das Pleßsche Volk längst dem Kaiser abtrünnig sei, sehen sich bei ihrem Einmarsch im Jahre 1627 bitter enttäuscht und lassen ihren Haß dem Katholiken und Anhänger Luthers gleich spüren. Möge der Chronist selbst über jenes Unglücksjahr erzählen: „Als in diesem Jahr das danemärkische Kriegsvolk in Oberschlesien eingerückt, haben die Einwohner der Herrschaft, Adel und Unadel, alles ihr Vermögen an Gelde, Golde, Silber, Kleidern und Hausrat aufs Schloß und in die Stadt Pleß geflüchtet, worauf der Feind, nachdem er die Stadt und das Schloß mit Gewalt okkupieret und den Obristen Fehrensbach gefangen genommen, die geflüchteten Sachen allesamt auf einmal beraubt, geplündert,

Mann und Weibspersonen die Kleider vom Leibe abgezogen, die Wirtschaftsdienere und andere Personen in Arrest genommen, ranzionieret und gezwungen worden, daß sie die an andere Ort geflüchteten Sachen haben wiederum abholen und ihnen einstellen müssen, also, daß durch diese Plünderung die gesambte Herrschaft Pleß, Land und Städtlein, Herren und Untertanen, um alle ihre Barschaft und ganz Vermögen gebracht worden, welches zum allerwenigsten angeschlagen wird auf 350 000 Taler. Über dieses seind in dieser ausgeplünderten Herrschaft Pleß die Danemärkischen und Mansfeldischen in 4 auch 5 Kompagnien stark ein halbes Jahr lang liegen geblieben, die armen Leute auf dem Lande und in dem Städtlein geängstigt, bedrängt und was noch irgend an Getreide, Vieh und anderen Viktualien noch übriggeblieben, vollends ausgepresst, ja, die armen ausgeplünderten Leute gezwungen, aus der Nachbarschaft Geld erborgen und ihnen kontribuieren müssen, so sich in allem erstreckt auf 65 455 Taler, 33 Silbergroschen. In demselben Jahr hat man, als der Feind kaum aus der Herrschaft abgezogen war, in das kaiserliche Lager nach Troppan 400 Schafe und 60 Rinder liefern müssen, die auf etwa 700 Taler geschätzt werden.“ So wirtschafteten die evangelischen Truppen in einer Standesherrschaft mit damals rein evangelischer Bevölkerung.

Bei all dem furchtbaren Elend fordert in diesem Jahr der Burggraf von Dohna, der Freund des Kaisers, mit dem Beinamen „der Seligmacher“, den man ihm beilegte, weil er oft mit grausamer Härte durch kaiserliche Dragoner die schlesischen Protestanten zum Katholizismus zwingen wollte, jener „Rühmelker“, der sich diesen Spottnamen infolge einer Auflage auf Rühle erwarb, 4 701 Taler, und schließlich kostet die Einquartierung zweier Kompagnien der Don Balthasars Reiterei noch 4 234 Taler.

Die Kriegskasse der Herren und Stände verschlingt im darauffolgenden Jahre eine hohe Haupt- und Rauchfangsteuer (2 223 Taler 6 Gr. 3 Heller).

Die kaiserliche Armee fordert 1629 eine Getreidekontribution von 60 000 Scheffeln Korn, „dazu die Herrschaft Pleß das ihre hergibt und 3 000 Taler erlegt, ohne was in Körnern geschehen sein mag,“ und auf den Befehl des „Seligmachers“ werden nach Jablunkau für die Lichtensteinische Soldateska 5 Malter Mehl, 5 Zentner Steinsalz, 5 Zentner Lunt, 5 Zentner Blei und 2½ Zentner Pulver geliefert.

Die vielfältig nacheinander abgelegten Kontributionen des Jahres 1630 belaufen sich auf 13 959 Taler.

Anno 1631 hat man zwei „Artollereiwagen“ mit acht Rossen und allem Zubehör, 9½ Zentner Lunt, neben Getreide und Schanzzeugen, nach Groß-Glogau liefern müssen.

Von der im Jahre 1632 einquartierten Soldateska, welche die Herrschaft mit über 63 286 Taler belastet, mögen nur erwähnt sein die kaiserlichen Artollereiroffe unter

Ihro Excellenz, Herrn Graf Philipp zu Mansfeld, das Schaumburgische, das Rosslauische Regiment und die Gözen-Völker.

Im darauffolgenden Jahr hat der „Obrißte von Dohna eglisch tausend Kosaken aus Polen ins Land geführt, welche ihren Marsch durch diese Herrschaft genommen, hin und wieder geritten, öfters eglische Tage auch eglische Wochen stille gelegen und den armen Leuten großen Schaden zugefüget, so zum wenigsten gerechnet wird auf 16 666 Taler 30 Silbergroschen.“

Anno 1634 und 1655 sind das Gözische Dragonerregiment und das Neue Wallsteinsche Regiment der Schrecken des Pleßer Landes. „Der kaiserliche Abgesandte Arnoldi führt etliche tausend Kosaken ins Pleßische, die hier eigenmächtigerweise logieret.“ Selbst die durch Ihre kaiserliche und königliche Majestät gegebene Begnadigung, daß die Herrschaft „hierfür mit aller Einquartierung und anderen daraus bezehnderenden Beschwerden befreiet sein sollte,“ ist nicht von Erfolg begleitet, denn Pleß hat sich „von diesem Onere nicht liberieren können, sondern es seind erstlich (1636) zwei Regimenter, das Alte und Neue Butlerische, folgend das Lebeische Regiment einquartiert worden und ist auf dieser drei Regimenter ordentliche Verpflegung an Viktualien oder anstatt derselben an barem Gelde gegangen 11 718 Taler 5 Silbergroschen.“ Die Chroniken nennen in diesem Jahr noch die Knobelsdorfsche Einquartierung, die Frankenbergischen Reiter, polnische Völker unter dem Grafen Schiracki und schätzen den Schaden durch die Truchsischen Völker auf 11 903 Taler. 24 000 Bund Heu und Stroh, „welches mehrerenteils anderen Orten hat erkaufet werden müssen“, viele hundert Scheffel Haber und Korn, Schießcharten, Lunt und Salz nimmt das Kriegsvolk im Jahr 1637 der armen, verhungerten Bevölkerung und schafft sie nach den Kriegslagern in Breslau und Brieg. Noch elf weitere Jahre gleicher Drangsale durch die Sperreiterischen und Dowaggischen Völker, die Heingischen Völker, die Düringische Kompagnie, die Krafftischen Völker, das Don Joelligi Regiment, den General Gözen, den Generalfeldmarschall Monte Cuculi, das Hanauische- und Kalenbergische Regiment, die Würbischen Völker, die Lichtensteinischen Kürassiere und all die kleinen Abteilungen, die der Raum verbietet, hier näher anzugeben. Die gesamten von der Herrschaft Pleß in den Jahren 1621—1646 getragenen Kriegskosten belaufen sich auf mehr als 1 300 000 Taler.

In der Revindikationschrift des Standesherrn von Pleß aus dem Jahre 1709, in der er die Verdienste des Standesherrn um das Habsburgische Haus nachweist, finden wir auch die Erwähnung der Tatsache, daß der damalige Standesherr von Pleß, Siegfried von Promnitz, durch die Feinde „von Land und Leuten verjagt worden, insonderheit aber hat ihme Johann Georg, Marggraf zu Brandenburg und Fürst zu Jägerndorf, eben dessentwegen, weil er auf kaiserlicher Seiten gewesen und vor Ihre kaiserliche Maje-

stätt erworben und mit zu Felde gezogen, nach Leib und Leben getrachtet und ihn dergestalt verfolgt, daß er sich in Polen reterieren müssen.“

In einem Brief an den Standesherrn beschreibt die bedrängte Bevölkerung den Einfall der feindlichen Horden am 4. Februar 1642 folgendermaßen: „Morgens früh ist von des Feindes Volk über 400 Pferde an Dragonern und Reitern in die Stadt eingefallen, da sich kein Mensch ihrer versah, viel weniger Rundschaft gehabt, welche von Leobschütz gewesen, haben erstlichen gefragt nach den Polaken, nachdem in ein Raub und Plündern begeben, ein Teil nach Jankowitz wegen der Polaken geritten, haben die Pferde, Kleider, Geld in die Stadt weggenommen, daß also nicht ein ganzes Flecklein den Leuten an solchem verblieben, die Leute geschlagen, gerüttelt, hart verwundet und das Weibsvolk geschändet, daß ein Stein erbarmen möchte, wie sie mit den Leuten also unbarmherzig umgegangen sind, welches gewähret hat über 24 Stunden lang, bis sie wiederumb hinausmarschirt sind, welches nicht allein der Stadt gekostet, sondern in Euer Gnaden Schloß die Fenster, Türen, Bänke ja jenes und alles zerhauen und verbrannt in Forbrigen, Schäfereien und Bleichhaus ganz gar ausgeplündert und durchsuchet, welches wir Euer Gnaden nicht genugsambt berichten können. Als übergeben Euer Gnaden wir armen ausgeplünderten Leute unsere übriggebliebenen Häuser, können und wissen uns nicht weiter raten noch helfen, da wir sämmtliche an Bettelstab geraten sind, müssen nun gehen, wo ein jeder sein Stück Brot zu Unterhaltung für sich und die seinigen anderwärts suchen kann.“

Nach dem zu Münster und Osnabrück abgeschlossenen Frieden hat es wohl kaum der Anordnung des Schlesischen Oberamtes bedurft, „Gott dem Allmächtigen zu Lob und Dank, daß dessen allmächtige Güte das werthe Deutschland mit dem lieben Frieden beseliget“, zu danken und in allen Städten und Kirchen das Te Deum laudamus zu singen.

Gruß

Von Konrad Schmidt

In Tages Rauschen
Süß klingend ein Nu;
Still halt ich, zu lauschen,
Und lächle dazu.

Am nächtlichen Himmel
Aufblinkend ein Stern
Im Wolkengewimmel, —
Wie grüß ich ihn gern.

Im Tagesgetriebe,
In stürmender Nacht,
Grüßt mich deine Liebe
Und meine — hält Wacht.



Kirche Hohndorf D/S.

Lichtbild D. Kopezný

Robobauer

Von Hugo Gnielczynk

Was quält mich heut der Monden,
da er so düster scheint,
daß in die zagen Furchen
mein trübes Auge weint.

Ich geh dahin, ein Blinder,
mit nacktem, müden Fuß,
in rauher Leinenkleidung
und hungrig wie zur Buß.

Am Tage muß ich pflügen
dem Herrn das große Feld
und nächstens meinen Acker;
so ist's um mich bestellt.

Werd frei ich einmal werden?
Ich glaub es nimmermehr.
Wir sind der Herren Knechte,
und ihre Faust ist schwer.

Sie drückt uns immer tiefer,
daß Gluch und Armut sind
nur unsre Weggefährten,
mir, meinem Weib, dem Kind.

Der Wind weht kalt herüber,
ich treib dem Hause zu.
Ach, könnte ich mich legen
zu ewiger Totenruß.

Die Trutzkirche

Erzählt von Hugo Gnielczynk

Es war im Jahre des Heils 1597.

Kriegswolken standen am Weltenhimmel. Es gärte unter den Völkern. Bauern und Bürger waren unzufrieden, gedrückt und geschunden von den Roboherren und den Stadtvögten. Steuern und Naturalabgaben nahmen kein Ende. Dörfer, Städte und ganze Ländereien wurden heute gekauft, mit Peitsche und Sporn einige Jahre regiert, bis nichts mehr aus ihnen herauszupressen war, dann einem anderen Gewalthaber, der das Handwerk seines Vorgängers noch besser verstand, um billiges Geld verkauft. Damals schlich der Bauer wie ein gequältes Tier dahin. Damals bekrenzte sich der Städter, wenn er den Stadtbüttel von Haus zu Haus stolzieren sah. Flüche und Zähneknirschen waren geheime Antworten auf Peitsche und Sporn.

Lebte da Kaspar Strzela von Dzielau, hatte die Ortschaften Deutsch-Neukirch, Rosen, Wanowitz und Hohendorf im jetzigen Kreise Leobschütz gekauft. Dachten von Hohendorf die Bauern, Gärtner und Häusler: Ha, ist ein Leutschinder satt an uns geworden und geht, kommt der Kaspar als neuer, will uns das Mark ausaugen, will uns an den Pflug spannen, daß uns das Blut aus Händen und Schultern springt.

Kamen von Hohendorf alle, Männer und Frauen mit ihren Kindern, als der neue Herr in ihren Ort einritt, an die Straße; lugten, aber versteckt hinter Mauern, runden

Grünflügel Geseite in Hohendorf D. S.



Eichbühl D. S. S. S.

Toren, Zäunen und Sträuchern, wes Angesichts der Nachfolger des vorigen Wüterichs, Wenzel Koforz von Ramenz, sei. Wollte schon der Erbrichter mit Hunden und Leder sie aus ihren Verstecken holen, daß sie vor dem Ritter in den Staub der Straße fallen sollten, ihm ihre hündische Huldigung darzubringen, wie es für Hörige Brauch war. Verrucht! Steckte nicht in ihren Adern Blut der Freiheit? Waren nicht die Vorfäter als freie deutsche Bauern aus ihrer Heimat, dieser aus Thüringen, jener aus Bayern, der dritte gar aus Friesland, der vierte von der Mosel und aus anderer Gegend hierher berufen worden, um Schlessien urbar zu machen, damit die Herren mehr Zins und Zinseszinsen von ihren gutbebauten Feldern erhielten?

Goldene Berge hatte man ihren Vätern verbrieft, elende Sklaven waren ihre Kinder nach dem vermaledeiten Mongolensturm, nach Pest und Hungerjahren geworden. Freilich, manche hatten sich freiwillig in die Hörigkeit gegeben, um dem Kriegsdienst zu entinnen. Die brauchten kein Erbarmen.

Grollend dachte der Waffenschmied Gustav Beyer: Meine Pickelhaube rostet nicht, die mein Vorfahr freien Hauptes im Kampfe gegen die Claven trug. Ich beuge mich nicht. Und mein Schwert steht geschärft in stillem Versteck. Die Stunde kommt auch für euch, vieleidle Ritter. Eure vollen Bäuche werden wir aufspießen, so wahr es eine Gerechtigkeit gibt.

Von weitem stob eine Staubsäule hoch.

Er kommt, der neue Herr von Hohendorf, Kaspar Strzela, Ritter vom goldenen Sporn. Wird uns wohl den Sporn in die Weichen hacken. Grimmig ballte der Waffenschmied die mächtigen Fäuste und stellte sich unter den runden Bogen seines gemauerten Tores.

Im Niederdorf waren die Bewohner gewohnheitsmäßig, doch mit besonderer Neugier auf die Straße getreten. Sie schrien ihr Willkommen mit heiserer Kehle. Mancher hätte lieber eine Verwünschung ausgestoßen oder dem Herrn die Faust unter das Kinn gereckt.

Da, was geschah ihnen denn?

Leuchtete die Sonne auf einmal so hell in den trüben Mittag?

Sie rieben sich die Augen, fielen auf die Knie. Ihre Gesichter heiterten sich auf. Ihre Augen lachten. Greise streckten segnend ihre knochigen Hände aus. Frauen und Kinder hoben jubelnd ihre Arme, sahen ein liebliches Frauenantlitz, das voller Güte und Liebe zu ihnen herablächelte, daneben den Ritter voll fröhlicher Leutseligkeit in den Mienen. Und die vorher gemurrt hatten, stießen Heilrufe aus, und es war ein lauter Jubelzug, der sich zum freien Platz vor das Haus des Erbrichters bewegte. Jetzt erst sahen viele, daß ein kleiner Edelknabe, des Ritters Sohn, neben dem Schimmel der Frau Eva auf

zierlichem Pferde tänzelte. Und die Dorfkinder staunten und drängten sich voll Neugier heran. Alle wußten nun, für sie kamen gute Tage.

So war es auch.

Kaspar Strzela gab ihnen manche Erleichterungen im Hand- und Spanndienst, erniedrigte die Abgaben, schaffte die Körperstrafe ab, erwählte Vertrauensleute. Einige, die dem Gerichte wegen Nichtabgabe ihrer Steuern verfallen waren, wurden freigelassen. Die Peitsche der Hofmänner verschwand.

Der Ritter sah die kleine hölzerne Kapelle auf dem Hügel neben der Erbrichterei, und er sagte sogleich zu seiner Gemahlin, so Gott ihm das Leben schenke, wolle er zur Jahrhundertwende an derselben Stelle eine Kirche erbauen. Dann stiegen sie von den Pferden und gingen in die Kapelle, um Gott Lob und Dank darzubringen.

Nachher wurden sie in der Erbrichterei aufs beste bewirtet; hierbei teilte Kaspar Strzela dem Erbrichter den Plan des Kirchenbaues mit.

Noch nie war ein Herr von Hohendorf mit soviel Jubel empfangen und mit soviel Gegenswünschen hinausgeleitet worden. Als die Gemeinde hörte, daß der Ritter für sie eine Kirche bauen wollte, war die Freude über alle Maßen. Das ganze Dorf wollte an der Errichtung mithelfen.

So kam das Jahr 1600. Kaspar Strzela hatte sich durch Klosterbrüder Zeichnungen von Kirchen verschiedenen Stils vorlegen lassen, und, da Hohendorf an offener ungeschützter Stelle lag, sich für eine befestigte Kirche mit starker Kirchhofsmauer entschieden. Der Turm sollte Schießscharten und oben eine Zinne haben. Von dort mußte man weit ins Land sehen können.

So entstand der Bau. Schwere Steinquadern brachten die Dorffuhren aus nahen und fernen Steinbrüchen herbei. Ziegeleien rauchten. Bäume wurden gefällt. Hunderte von Händen regten sich. Die mächtigen Mauern wuchsen. Das Gerüst wurde stufenförmig aufgestellt und reichte, nach mündlicher Überlieferung, bis an die jetzige Bestimmung von Georg Niersch, das sind etwa 150 Schritte. 36 Meter stieß der viereckige wehrhafte Turm trugig in die Höhe. An den schmalen Turmfenstern wurden Stände für die Schützen gemauert. Von der Zinne hatte man einen weiten Blick über den jetzigen ganzen Kreis Leobschütz.

Zwei Jahre lang baute man an dem Gotteshaus. 1602 wurden der heute noch vorhandene Hochaltar Krönung Mariens, mit farbenprächtigen Relieffiguren und zwei Paar Flügeln, die das Leben Mariens und Jesu darstellen und in der Fastenzeit einfach und in der Karwoche ganz geschlossen werden können, und zwei Seitenaltäre mit einfachen Flügeln, die Kanzel und der Taufstein aufgestellt und die Kirche der Gemeinde übergeben. Das prachtvolle Renaissancetor und die Kirchhofsmauer mit 72 Krönungen grüßte schon von außen die Staunenden.

Kaspar Strzela und seine Frau dankten Gott am goldgetönten Hochaltare für das Gelingen des Werkes. Zur Erinnerung ließ er sein und seiner Gemahlin Bildnis nebst Inschrift an den Seiten des Hochaltars anbringen, was heute noch zu sehen ist.*

Kaspar Strzela sollte sich nicht lange mehr seines Lebens erfreuen. Als er einmal im Jahre 1603 von Leobschütz nach Wanowitz ritt, wurde er in der Nähe von Mendorf von seinem Schreiber Adam Włodarz, der ihn begleitete, hinterrücks erstochen. Aber die Häfcher ergriffen den Flüchtenden, und er starb auf dem Rade.

Kaspar Strzela und seine Gemahlin sind vor dem Hochaltar in Hohndorf begraben.

Eine Sage erzählt vom Kirchenbau folgendes: Kaspar Strzela mußte zur Strafe, weil er einen Diener erschlagen hatte, entweder ein Pfund Fleisch aus seinem Körper schneiden lassen oder drei Kirchen bauen. Die Sage scheint eine Umbildung der Ermordung Strzelas selbst durch seinen Diener zu sein. Von zwei anderen Kirchen, die er erbaut haben sollte, ist nichts bekannt.

Mehr als 300 Jahre sind über die Kirche hinweggestürzt. Zu ihren Füßen liegen etwa 4000 bis 5000 Menschen begraben. 1837 und 1854 brannte der Dachstuhl ab, die Mauern aber werden noch viele Generationen überdauern.

Gest, wie der Heimat Turm
in Krieg und Zeitensturm,
sei unsre Heimattreu in Not und Tod,
das helfe Gott!

* Näheres über den Hochaltar s. Leschnitzer Tischkalendar-Kalender 1928 von Archivdirektor Prof. Dr. Nowak, Verlag Leobschützer Rundschau.

Birke

Von Hugo Gnielczyński

Betende Birke im Silbergewand!
Tautropfen rieselnder Regen
weckend sich wand von deiner Hand,
rief mich auf toten Wegen.

Als meine Seele, in Nächten erstarrt,
weinte einsame Gänge,
standst du, standst du so liliengart,
erleuchtetest meine Gänge.

Birke, du Schwester auflebenden Lichts
pfingstenglühender Seelen,
soll ich mich weinenden Angesichts
von dir in Finsternis stehlen?

Durch meine Träume schreitest du hin.
Sprichst Segen du oder Hassen?
Laß deine schimmernde Straße mich ziehen,
verlassen schwerdunkle Gassen.

Wir fürmen

(Aus „P G 3717“)*

Von Victor Kaluga

Karl hat irgendwo paar Büchsen Wilsonpastete „besorgt“. Und in einer mondlosen Nacht laufen wir zwei am Bahnstrang entlang gen Belgien. Schlacke knirscht. Drähte klirren. Schritte uns entgegen. Wir ducken uns ins Gesträuch. Dann springen wir von Schwelle zu Schwelle, bis der Grenzwald aus dem Dunkel wächst..

Wir verschnauften an der Böschung. Der Nachtwind kühlt die heiße Stirn. Wir sitzen in stummer Freude, es kommt in langsamer Fahrt ein Güterzug daher.

„Los“, schreit Karl, indem er ohne Besinnen einen Wagen anspringt. Es schmeißt ihn mit aller Wucht zurück ins Gras.

Wir trotten ohne Eile weiter.

Die Sommernacht ist kurz.

Der Morgen dämmt. Wir betten uns im Unterholz auf vermodertes Laub.

Es kommt ein trüber Tag.

Wir liegen eingelullt vom Rauschen des Waldes. Wir gähnen uns an. Endlich holt Karl sein Schachspiel aus dem Rucksack. Wir beginnen eine lange Partie. Ameisen laufen über das Spielfeld. Eine Spinne kriecht meiner Königin in die Krone.

Es fängt an zu regnen.

Bei Anbruch der Dämmerung pirschen wir uns durch das triefende Gehölz an den Bahnstrang.

Wir stutzen. Stimmen in der Nähe. Wir sichten ein Gebäude. Bahnwärterhaus? Grenzwache?

Wir stehen unschlüssig. Ich rate zu einem Umweg. Karl scheut das nasse Gesträuch. Nebel legt sich auf die Strecke.

„Komm!“ sagt Karl und tritt aus dem Walde. Ich stehe hinter einer Buche und kann mich nicht entschließen.

Karl ist etwa zehn Schritte gegangen.

Da — ein kurzer Pfiff. Zwei Männer tauchen auf. Karl wirft sich in die Brombeeren. Mit einem Satz sind sie bei ihm. Ein Gewehrstoß knackt. Sie haben ihn. Ich stehe hinter der Buche und kann mich nicht von der Stelle rühren.

„Wo ist der andere?“

„Ich bin allein!“

„Lüge, Ihr seid zwei!“

* Kalugas bisher unveröffentlichter Kriegsroman.

„Nein, ich bin allein!“

Sie führen ihn ab.

Ich stürze davon.

Die nassen Zweige peitschen mir ins Gesicht. Ich stolpere über eine Wurzel. Ich liege ganz platt und lausche zurück. Nichts ist zu hören, nur mein Herz schlägt gegen den Waldboden.

Und ich sitze unter einem Baum.

Es fängt an zu regnen. Regnet stark und immer stärker. Der Baum ist mein Regenschirm, ein schlechter Regenschirm.

Karl ist hin. Und, verdammt, mit Karl die Karte. Was nun?

Finsternis fällt über mich wie ein Saß. Der Regen ist ohne Ende. Es rauscht und trommelt dunkel auf das Blätterdach.

Weiterlaufen? Die Marschroute habe ich zur Not im Gedächtnis. Also abwarten, bis der Regen nachläßt.

Ich ziehe die Knie an den Leib und grabe die Hände tief in die Taschen. — So sitze ich eine Nacht zwischen Frankreich und Belgien.

Am Morgen höre ich Stimmen in der Nähe. Ich halte die Hand ans Ohr, mein Herz klopft, es sind Deutsche, Kameraden!

Und ich stelle fest: einen guten Steinwurf von mir auf der Strecke eine Gefangenenskolonne beim Verladen von Granaten. Starke Bewachung. Drum Fühlungnahme schlecht möglich.

Ich streife mutlos durchs Gehölz. Nasse Zweige fegen mir übers Gesicht. Meine durchnässten Schenkel und Arme dampfen. Die Schuhe sind durch. Ich gehe, als ob ich mit jedem Schritt einen Frosch zerträte.

Das ist mein Plan:

Abend abwarten, dann am Bahnstrang entlang hinein nach Belgien.

Der Abend ist noch weit. Ich baue mir aus Laub und Moos ein Dach. Es sprüht vom grauen Himmel. Meine Kameraden rücken ab. Stunden ziehen sich — — — Es klärt sich auf. Ich schüttle die Nässe von mir, als unweit Stimmen laut werden.

Franzosen!

Es fällt wie ein Stein ins Gebüsch. Gleich darauf eine ohrenzerreißende Detonation. Eine Handgranate! Ich werfe mich platt zu Boden. Da kracht es ein zweites Mal. Ich springe auf, mein durchweichter Brotbeutel (er ist aus einem deutschen Papierstrosack) reißt, ich raffe meinen Proviant zusammen und stürze davon. An die Bahnstrecke, sag ich mir, dort bist du sicher.

Rufe hinter mir. Lautes Lachen. Stille.

Und ich stehe in Deckung auf dem Bahndamm.

Mein Schreck ist verflogen. Dämmerung sickert. Ich zähle die Holzschwelle zwischen den Gleisen. Jetzt im warmen Coupé sitzen, in blaue Rauchwolken gehüllt, Zeitung lesen, und große Tropfen rieseln von den Scheiben. Wer das doch könnte!

Ich fahre zusammen. Jenseits der Gleise tauchen in einer Baumücke zwei schwarze Regenmäntel auf. Zöllner!

Vorüber, vorüber.

Aus dem Wolkengrau sprüht es wie feiner Sand. Die Baumücken füllen sich dunkel. Das Schimmern der nassen Stämme erlischt. Die Wipfel werden schwarz. Ein Windstoß wirft Tropfen, groß wie Erbsen, über mich.

Ein Stein löst sich unter meinem Fuß. In Gottes Namen: ich laufe. Ich greife aus wie ein Pferd, das zu lange gestanden hat. Die Schlacke knirscht unter meinen Sohlen.

Und ich stutze. Es riecht nach Rauch. Ich reiße die Augen auf. Erkenne die Umrisse eines Waggons. Es springt jemand aus dem Waggon, ein Licht blizt auf, mit schußbereitem Gewehr kommt ein Soldat auf mich zu. Ich stehe wie angeleimt.

„Was wollen Sie hier?“

„Ich bin ein belgischer Arbeiter!“ stottere ich.

Aber schon hat er mich an meiner Ausrüstung erkannt und ruft nach dem Waggon zurück:

„Vite, vite, un prisonnier!“

Ein zweiter Soldat prescht herbei. Sie führen mich in die Wachbude. Hier bullert ein kleiner, runder Schützengrabenofen. Als mich seine Wärme umfängt, verstummt in mir jeder Widerstand. Ich ergebe mich ohne Groll. Die Poilus sind brave Kerls. Sie geben mir Kaffee mit einem gewaltigen Schuß Rum. Ich revanchiere mich und biete ihnen meine Wilsonpastete an: So sitzen wir um den Ofen und meine durchnässte Ausrüstung dampft.

Sie erzählen mir, daß gestern abend die Zöllner einen Kameraden von mir geschnappt hätten. Karl! Und es stellt sich heraus, daß sie, Pierre und Leon, selber in Gefangenschaft gewesen seien. Der eine in Bayern, der andere in Posen. Sie sagen Kamerad zu mir und trösten mich, man würde uns nächstens nach Hause schicken.

Es ist schon spät, als ich mich auf die Pritsche in der Ecke lege. Ich liege wie in Watte. Regen trommelt auf das Wagendach — — — — —

Feuer in Gjevgjeli

Erzählung von Schimmel-Falkenau

Das südliche Mazedonien ist das Land der sengenden Sonne. Das Wardatal herunter wandert die Wärme in glühender Fruchtbarkeit, verzehrt das Gras der steinigten Berg Rücken, treibt in den Tälern die Maulbeerbäume, die Paprikahaine und Feigenbäume zum Blühen, leuchtet um die Lehmhütten der Anwohner, knistert in den Tomatenfeldern, und züngelt blendend um die gleißenden Minaretmauern. Einfach gedeiht das Leben.

In der Wardarebene, die vor dem Himgagebirge sich weit breitet, liegen die Dörfer Negorzi, Bogodorica, Bogdanzi, Mrzenzi, Majadag und wichtiger als alles auch der Marktslecken Gjevgjeli. Von Bogdanzi bis Negorzi — und das ist weiter als ein Tageweg — fließt die Ebene in dürrer Grase, in brüchigen Disteln und schlangenvollen Gruben weit hin, der Blick wird müde an der Ferne, und die weiten Berge sehen wie Träume aus. Inmitten der Landschaft fließt der Wardar, voll und schwer trägt er sein mächtiges Wasser hin, an seinen Ufern zittern die Schilfrohre, die Weidenstämme, die seltsamen Blüten, an seinen Ufern treiben bunte Vögel ihr wunderliches Spiel. Der Kahn braucht fast eine Stunde, bis er über die strenge Strömung hinweg das jenseitige Land erreicht. Und inmitten des Flusses ist der Mittelpunkt der großen Wardarebene verankert. Die Dörfer liegen alle an den Berghängen, ruhen des abends im Schatten naher Täler, erfrischen sich im scharfen Wehen des Bergwindes und halten in den merkwürdig klaren Minuten vor dem jähen Sonnenuntergang nacheinander Ausschau, denn tagsüber drängt sie Sonnendunst und Landwärme fern ins Ungewisse. Im Einfluß des Wardars aber in die Berge des Huma liegt der Marktslecken Gjevgjeli. Die Bahn von Saloniki donnert tagsüber dreimal hindurch und kündigt dem weltfernen Städtchen die Nähe der Zeit. In den breiten Straßen gedeihen die Landhäuser, in den kleinen Gegenden der ärmeren Stadt rücken die Lehmhäuser eng zusammen und bilden türzu eine weite Wand. Staub wirbelt Tag um Tag durch die engen Gassen, denn der Regen ist selten. Den Hellenen zu dunkelt der Malarupa in die Stadt, und an klaren Tagen leuchtet der Olymp von den Bergen herüber. Vereinzelte Palmen künden die Nähe Asiens.

Boris Costtschenko war Bürgermeister in Gjevgjeli, und Gaita und Gorg waren seine Söhne. Seit vierzehn Jahren stand Boris Costtschenko seinem Amte vor, er führte es im Kampfe wider die Türken und die Hellenen, er versah seine Pflicht in Zeiten serbischer Drohung und bulgarischer Hoffnung, er hielt einem langen Kriege stand und trogte rumelischer Landgier. Boris Costtschenko war über fünfzig Jahre, sein Bart graute über der Brust, und sein Haar war weiß, tiefe Furchen umrandeten seine Augen,

und über den Schläfen sprangen die Adern grob hervor. Er ging aber aufrecht und stolz, er dankte jedermann für den Gruß gleich freundlich, er sprach mit dem Tagelöhner in nämlicher Herzlichkeit wie mit dem Webherren aus dem Stadtwesten. Und seine Söhne Gaita und Gorg bildeten nach der Mutter jähem Tode seine stille Freude. Das Haus des Bürgermeisters lag dicht neben dem Bahnhof, und Abend um Abend saß Boris Costtschenko zur Zeit, da die Sonne jäh niederfiel und wie aus Unverhofftem plötzlich die Nacht aufstieg, am Fenster und sah dem hinschwindenden Zuge nach, der von Saloniki nach Sofia fuhr und Leben hintrug und Leben hertrug.

„So bin ich mein Leben einmal in Konstantinopel gewesen und einmal in Sofia, aber die Welt dort ärgert mich, denn sie ist unnütz und voll Habsucht.“

Die Menschen in Gjevgjeli aber hingen an Boris Costtschenko, sie sahen in ihm den Stolz auf ihre Stadt, auf ihr herrliches Land, und wiesen auf seine Söhne und sprachen zueinander:

„Allah hat ihn gesegnet, denn seine Kinder sind voller Kraft, sie sind die Fröhlichsten unter allen und reden klüger als jeder andere dieses Alters.“

Wenn Gaita und Gorg durch die Stadt hinschritten, sahen ihnen aus allen Türen die Menschen nach, grüßten sie und zeigten sie ihren Kindern. Wenn sie lebenslustig im tiefen Abend im Kreise der Freunde saßen, blickten die Leute aus Gjevgjeli freundlich zu ihnen hinüber, erfreuten sich an ihrem unbekümmerten Lachen, lebten in ihrer herzlichen Fröhlichkeit mit und zählten die leeren Flaschen auf ihrem Tische und sagten:

„Sollen sie doch leben, Allah hat sie mit Freude gesegnet.“

Boris Costtschenko aber sah dem Treiben seiner Söhne voll Bitternis zu. Er durchlas in späten Stunden die Zustellungen der Gastwirte, er durchlas die Zahlen und bezahlte voll innerer Sorge die Freude seiner Söhne immer wieder. Bald lud er sie zu sich ein und sprach mit ihnen väterlich, ermahnte sie zur Stetigkeit, und sie gelobten ihm alles in die Hand, was er von ihnen verlangt hatte. Aber wenn die Abende über Gjevgjeli hereinbrachen, wenn die jähe Nacht hinter der sinkenden Sonne herschritt, dann standen Gaita und Gorg voll tiefer Unruhe beieinander, sahen in die aufblinkenden Lichter hinaus und gingen ihrer Freude nach.

Aber niemand aus Gjevgjeli merkte, daß Boris Costtschenko unter dem Lebenshunger seiner Söhne litt, niemand merkte, daß im Hause des Bürgermeisters von Tag zu Tag zwischen Vater und Söhnen die Feindschaft einen tiefen Schacht grub. Die Menschen aus Gjevgjeli sagten nach wie vor, wenn sie von ihrem Bürgermeister sprachen:

„Seht doch, wie Allah ihn gesegnet hat, ihr seht es ja an seinen Kindern!“

Mitten im Mai aber, als die Tomaten dunkel aufreisten, als von den Maulbeerbäumen die süßen Fruchttrauben niederhingen und der Paprika sich schon färbte, befahl Boris Costtschenko seine Söhne zu sich und sprach zu ihnen:

„Die Ehrfurcht vor dem Vater wird euch verboten, Nacht um Nacht mit den Freunden zu leben und den Tag als unnütz zur Arbeit anzusehen. Und wenn es Euch die Ehrfurcht nicht verbietet, dann muß ich es tun.“

Als der Tag sich senkte, standen Gaita und Gorg in der Tür und blickten einander an und gingen zu den Freunden und lachten und sangen, tranken und waren fröhlich die ganze Nacht. Tags drauf löste Boris Costschenko den Zahlzettel des Wirtes nicht mehr ein. Er zuckte die Schultern und sagte:

„Ich habe meinen Söhnen die Pflicht nahegebracht, sie wollen sie nicht erkennen, ich aber will nicht mehr die Stütze ihres Leichtsinns sein.“

Als Gaita und Gorg zum nächsten Abend wiederum in der Mattendiele bei den Freunden saßen, trat der Wirt vorsichtig auf sie zu und sagte ihnen, daß er aber um Zahlung bitte, daß sie erst die gestrige Schuld begleichen sollten, bevor sie die neue auf sich lüden. Die Söhne des Bürgermeisters blickten erstaunt auf, viele, die dabei saßen, schauten merkwürdig auf sie. Da befahl Gaita dem Wirt, ihnen das Abendliche zu bringen. Dieser zuckte nur die Schultern und meinte, daß zuvor die gestrige Schuld beglichen werden müsse. Mit mühevoll verhaltener Erregung standen Gaita und Gorg auf, blickten gebändigt in der Runde und verließen den Raum.

Nach vier Tagen zeigte ein kleines Rundschreiben allen jungen Burschen und Mädchen an, daß die Söhne des Bürgermeisters alle junge Welt Gjevghelis zu einem Feste aufforderten. Gaita stand vor dem Vater und sagte:

„Das soll ein Abschied sein, ein letztes Fest.“

Boris Costschenko sah durch seinen Sohn still hindurch, nickte und sprach: „So will ich euch dieses Fest noch einmal ausrichten, dann aber denkt an die Pflicht.“

Als sein Sohn gegangen war, legte er die Hände zusammen und dankte Allah, daß er seine Gebete erhört und seine Söhne auf den rechten Weg gewiesen habe. Hierauf versenkte er sich wiederum in das Zählen des Geldes, das der Flecken zum Bau eines großen Schulhauses aufgebracht hatte. Er übersah die gehäufteten Scheine und rechnete vierzehntausend Lewa sorgfältig nach. Dann verschloß er das Geld und begab sich zur Ruhe.

Die Vorbereitungen zum Fest nahmen fast den ganzen Marktflecken in Anspruch, denn jedermann wollte an dem Tage teilnehmen. Da Gorg sehr drängte, sagte schließlich auch Boris Costschenko: „So werde ich hinkommen, wenn auch nicht für lange, aber ich will euren ernsthaften Willen ehren und werde mich eine Zeit lang an dem Feste freuen.“

Als der Tag abendete — er war klar und herrlich wie kaum einer zuvor, denn sogar der Olymp schien jenseits des nahen Malarupa in die Häuser hinein — versammelte sich Gjevgheli in den Sälen des Gasthauses am Bahnhof. Um Mitternacht herrschte

ein fast undurchsichtiger Trubel, Boris Costschenko saß mit den Bürgern zusammen, die Jugend ließ die Gläser kreisen, und mancherlei fremdes Volk sah gierig in dieses herrliche Fest hinein.

In der ersten Stunde nach Mitternacht aber — das Fest hatte seinen Höhepunkt funkelnd erreicht, und die Menschen kannten sich im Gewirr der ausgelassenen Freude nicht mehr — raste ein dumpfer Hornruf von den Straßen herein.

Als der Klang des Hornes wider den Lärm anschlug, erbehte das Fest, dann stießen die Fröhlichen erschreckend auf und schrieten sich an:

„Feuer in Gjevgheli!!“

Dann drängten sie in heller Angst um ihre Häuser ins Freie, die drückten einander wie in wilder Flucht, die brachen die Tür durch, sie standen im Freien, tief in der klaren Nacht und entsetzten sich vor der hellen Glut, die ihnen vom Hause Boris Costschenkos entgegenschlug. Rote Lichter rasten über ihre Wangen, blitzten in ihren Augen auf, sie standen geballt dem Feuer gegenüber, und sie sahen die Flammen über dem flachen Dache zusammenschlagen. Die hohen Bäume des umliegenden Gartens beugten sich nieder, an den Rinden der Palmen knisterten schon die Funken auf, ein Maulbeerbaum stand in heller Glut. Das untere Stockwerk war noch vom Feuer frei, das Obergeschloß aber und das Dach schienen nicht mehr zu retten zu sein.

Die Wehr arbeitete, die Eimer stürmten durch hundert Hände vom Wardar her dem Brandherde zu. In die Festlichen, die geballt dem Feuer gegenüberstanden, schlug die Erkenntnis ein, sie brachen lärmend auseinander und beteiligten sich voll heißen Eifers am Rettungswerk. Die Liebe zu Boris Costschenko, die alle aus Gjevgheli umschlungen hielt, riß die Arme schneller und dringender zum Hilferwerk.

Im grauen Morgen, als vom Doiran herüber die Zeichen des neuen Tages strahlend aufzuckten, kroch das Feuer im Bürgermeisterhaus nur noch züngelnd und zischend im brechenden Gebälk des Daches hin. Zur Mittagszeit war die Arbeit getan. Die Leute aus Gjevgheli hielten erschöpft inne, traten zu Boris Costschenko, reichten ihm die Hände und sagten:

„Allah hat dich gesegnet, er wird dir diesen Schmerz in Freude dreifach vergüten.“ Dann gingen sie in ihre Häuser und legten sich auf die Matten. Boris Costschenko — seine Söhne Gaita und Gorg standen beiseite — schritt langsam seinem Hause entgegen, voll tiefer Unruhe trat er in die schwälende Wärme des Flures, mühsam trat er in die Stufen und stieg allein zum ersten Stockwerk hinauf. Als er in sein Arbeitszimmer eintrat, legte er die Hand über die Augen. Der Geruch des Brandes betäubte ihn fast. Er tastete sich durch hängende Rauchschwaden zum Tisch, fand ihn verkohlt, und die Kassette, darin die vierzehntausend Lewa für das neue Schulgebäude aufbewahrt waren, lag zerglüht am Boden. Boris Costschenko stürzte in das rußige Dielwerk.

Vor dem Hause standen noch an Hundert und warteten auf den Bescheid, den der Bürgermeister ihnen wohl bringen werde. Gaita und Gorg gingen schweigend zum Wardar hinunter. Als nach einer Stunde der Bürgermeister nicht wiederkam, schickten die Wartenden zwei Männer in das Haus. Und diese fanden nach langem Suchen Boris Costschenko wie tot im ausgebrannten Zimmer des ersten Stockwerkes liegen. Sie hoben ihn behutsam auf und trugen ihn mühevoll hinunter. Sie betteten ihn auf die Matten und erzählten den Wartenden, was sie gesehen hatten.

Im späten Nachmittag dieses Tages berief Boris Costschenko die Ältesten des Marktfleckens zu sich und erzählte ihnen, daß das Feuer alles Geld verzehrt habe, was ihm die Gemeinde zum Bau des neuen Schulhauses übergeben habe, alle vierzehntausend Lewa. Boris Costschenko sprach still, seine Worte klangen einfach und erschütternd. Die Augen suchten schmerzend im Dielwerk.

Die Ältesten trugen die Nachricht in die Stadt. Boris Costschenko fiel, nachdem alle ihn verlassen hatten, schwer in die Matten zurück. Er hielt die Augen geschlossen und die Hände zitternd zusammengelegt. Die Lippen bewegten sich. Als der Abend jäh in die Stadt einfiel und sein blaurotes Licht klar für Minuten ausgoß, traten Gaita und Gorg in das Gasthaus und gaben dem Wirt das Geld. Dann bestellten sie das Abliche und bald fanden sich die Freunde ein. Sie feierten bis zur Stunde, da der erste Frühzug von Saloniki herauf im Bahnhof einlief. Gingend zogen sie mit den Freunden zur Station, nahmen herzlich von allen Abschied, versprachen in zwei Tagen wiederzukommen und stiegen in ihr Abteil. Sie winkten noch zum Fenster heraus, als der Zug schon über die große Wardarbrücke donnerte.

Boris Costschenko hörte am nächsten Tage, daß seine Söhne mit dem Frühzuge nach Sofia gefahren seien. Er hielt sich am Stuhl fest, die Finger krallten sich in die Lehne, er nickte und sagte:

„Ich habe sie hinaufgesandt, ich fühle mich zu schwach, denn Allah hat mich heimgesucht.“

Hierauf fiel der Bürgermeister in eine lange Krankheit. Der Nächstälteste versah seine Arbeit, erledigte das Amt und konnte immer wieder nur versichern, wie treu Costschenko für die Stadt gesorgt hatte. Während der Krankheit des Bürgermeisters wurde in einer Ältestenversammlung auch von dem Bau des Schulhauses gesprochen, man sprach davon, das Geld irgendwo aufzunehmen, da die Kinder im alten Schulhause ja nicht mehr Platz hätten. Weil niemand aber Rat wußte, denn Boris Costschenkos gütige Weisheit fehlte ihnen, beschloßen sie, eine Abordnung an das Krankenlager zu senden, die den Bürgermeister um Rat bitten sollte.

Da der Arzt ausgesagt hatte, daß es dem Kranken in der ersten Abendstunde immer leichter zu Sinn sei, als ansonst einer Zeit zu Tage und Nacht, wanderten die Abgesandten in der ersten Abendstunde schweigend zum Bürgermeister hinüber. Sie betraten vorsichtig das Haus, sie sprachen leise mit der Dienerin, sie erzählten ihr das Anliegen und baten sie, dem Bürgermeister ihren Wunsch auszusagen. Die Magd kehrte nach

wenig Minuten wieder und ließ alle eintreten. Als sie im Krankenzimmer standen, war Boris Costschenko nicht in den Matten. Er hielt sich mühevoll am Tische aufrecht, er sah schmerzend den Eintretenden entgegen und erwartete ihre Worte. Der Älteste sprach für alle. Er trug bescheiden den Wunsch der Gemeinde vor, das Geld für ein neues Schulhaus in Miletkovo oder in Prilep aufzunehmen, da die Räume des alten Hauses für die Zahl der Kinder nicht mehr ausreichten. Boris Costschenko hörte still in die Worte hinein, er stand unbeweglich, seine Augen lagen schwer am Sprecher. Der Älteste hörte befangen auf und erwartete die Antwort. Die anderen sahen zu Boris Costschenko hin und erkannten ihn kaum wieder. Der graue Bart war weiß geworden, die Schläfen waren eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen, und die Falten des Gesichts hoben sich stärker hervor als jemals. „Er wird bald sterben“, dachten sie.

Nachdem eine Weile über dem Verklingen der gesprochenen Worte hingegangen war, begann der schwere Körper Boris Costschenkos zu zittern, die Hände krallten sich fester um die Stuhllehne, die Brust hob sich unter den weißen Strähnen des Bartes, die Lippen setzten zum Wort an, und die Augen schlossen sich wie im Schmerze. Er sagte plötzlich mit starker Überwindung:

„Ich bin Euch allen die Wahrheit schuldig.“

Die Männer standen feierlich still und warteten.

Boris Costschenko sprach weiter, hochaufgerichtet mit klaren Worten:

„Die vierzehntausend Lewa sind nicht verbrannt, die Kasse war erbrochen und . . . und meine Söhne haben das Geld gestohlen.“

Als er das gesagt hatte, wankte er. Der Älteste sprang hinzu und hielt ihn. Man bettete ihn in die Matten, stand reglos für Sekunden, dann schritten alle still hinaus; denn Boris Costschenko lag mit geschlossenen Augen, er lag wie ein Toter, nur der Leib zuckte in schwerer Qual auf.

„Und Allah hat ihn so gesegnet“, sagte einer im Hinausgehen.

Von dieser Stunde ab lag Boris Costschenko im Fieber, die Krankheit erhielt ein trübes Gesicht. Der Arzt zuckte die Schultern und hoffte auf ein Wunder. Im Ältestenrat wurde die Angelegenheit besprochen, die Gemeinde wurde öffentlich befragt, in allen Straßen, in allen Häusern redeten die Leute davon, daß die Söhne des Boris Costschenko die vierzehntausend Lewa für das neue Schulhaus gestohlen hätten, und damit fortgefahren seien. Eifrige wollten die Diebe verfolgen lassen, die Geruhigen aber dachten an Boris Costschenko und sagten:

„Wir können ihm diesen Schmerz nicht antun, denn Allah hat ihn heimgesucht.“

In den nächsten Tagen dann gingen die Stadtältesten von Tür zu Tür, sie sprachen mit allen Bürgern und baten sie, ein Notwendiges zum Bau eines neuen Schulhauses beizusteuern. Und fast alle gaben. Sie dachten an Boris Costschenko und schrieben sich in die Listen ein. Nach vier Wochen gingen die Ältesten wiederum zu dem Kranken Bürgermeister. Sie meldeten sich bei der Dienerin, sie traten in das stille Zimmer ein und fanden den Kranken in den Matten.

Als Boris Costschenko sie mit den Augen begrüßt hatte, erhob sich draußen auf den Straßen ein dumpfes Geraun, und das Volk von Gjevgheli versammelte sich unter den Fenstern seines Bürgermeisters. Der Stadälteste trat aus der Deputation vor, hielt die Zeichnungsliste in der Hand und meldete, daß der ganze Markts Flecken einmütig zu seinem Bürgermeister stehe und zum Zeichen der Dankbarkeit nun zum Bau eines neuen Schulhauses erneut gesammelt habe. Zehntausend Lera seien bereits eingezahlt worden.

Boris Costschenko dehnte die Arme weit und stützte sich mit den Händen. So richtete er sich in seinem Lager halb auf und sah den Sprecher an. Der Stadälteste deutete die Augen und wiederholte das Gesagte.

Dann wurde es feierlich still. Nur von der Straße herauf drang die Stimme Gjevghelis. Boris Costschenko hielt die Blicke starr auf die Abgeordneten gerichtet, dann glitt ein tiefes Leuchten über sein verfallendes Gesicht hin, die Lippen unter dem weißen Bart zuckten, die Wangen furchten sich in schmerzhafter Freude tief, und aus den Augen perlten die Tränen. Boris Costschenko weinte, und im Weinen brach ihm das Herz. Er fiel plötzlich jäh hintenüber, die Hände lagen still zur Seite, die Brust wurde ruhig, der Leib wurde reglos, nur auf den offenen Augen leuchteten immer noch die Tränen der Freude. Erschüttert trat der Älteste zu ihm, legte ihm die Hand auf das Herz, wandte sich um und sagte:

„Boris Costschenko ist gestorben, Allah hat ihn dennoch gesegnet.“
Und alle knieten nieder, hoben die Hände gen Morgen und beteten. Von der Straße her klang die Liebe des Volkes wie ein feierliches Brausen.

Müdigkeit

Von Konrad Schmidt

O Rausch der Müdigkeit, wie süß bist du!
Wie hältst du Leib und Seele heut in Banden;
Sie, die voll Jauchzen stets bisher der Ruh,
Des Tages froh und seiner Wanderung zu,
Der Nacht und ihren Schleiern sich entwandten.

Es ist in mir ein übermächtiger Drang,
Daß ich mich allem Jetzt, mir selbst, entbinde;
Als hörte ich der lieben Mutter Sang, —
O selig süßer, milder Zauberklang!, —
„Schlaf, Kind, schlaf ein; horch, Blätter wehn im Winde.“

Und wie Verheißung dämmerts auf in mir:
So wirst du wirklich einst dir selbst entschlafen.
Allmählich, leis, verschwimmen Dort und Hier;
Ein matter Strahl noch durch der Wimper Zier;
Die Wellen ruhen, und — du bist im Hafen. —

Max Kieger

(Ein Gedenkblatt für einen Vergessenen)

Von Max Niedurny, Gleiwitz

Den alten guten Leo Tepe van Heemstede, Schriftsteller und Herausgeber der leider eingegangenen „Dichterstimmen der Gegenwart“, hatte es nie verdrossen, jungen, aufstrebenden Dichtern zu raten und zu helfen, ihnen den rechten Weg zu weisen, sofern er merkte, daß Begabung und Fleiß vorhanden waren. Auch mancher unserer oberschlesischen Landsleute hat die Güte und tatkräftige Unterstützung dieses selbstlosen Mannes erfahren. Bereitwilligt räumte er den damals „Jungen aus dem Osten“ ein Plätzchen in den „Dichterstimmen“ ein; und wir begegnen dort seit dem Jahre 1895 fast in jedem Jahrgang Beiträgen von Oberschlesiern. Es seien hier genannt: Johannes Albert, Paul Grabowski, Bruno Arndt, Max Willisch, Karl Streibel, Georg Boenisch und Bernhard Schäfer.

Zu ihnen gehörte auch Max Kieger, der meist unter dem Decknamen Max Hardt seine Gedichte veröffentlichte. Neben Übersetzungen oder Umdichtungen aus dem Englischen, Französischen oder Polnischen finden wir die verschiedensten Dichtungsarten vertreten. Das straffe, knappe Sinngedicht gelang ihm ebensogut wie das einfache, gemütvollste Kinderlied. Bald schöpfte er aus dem Born der Heimat (Kloster Trebnitz, Schön Gertrud von Meissen), bald aus tiefinnerlicher religiöser Überzeugung (Der Maienfönigin). Geschichte und Umwelt gaben ihm reichlich Stoff und Anregung; und was er davon in die Balladenform gegossen, ist wohl wert, nicht ganz der Vergessenheit überantwortet zu werden. Hier liegt in E. seine Stärke und zeigt seine Begabung für das epische Gestalten. Gedichte, wie „Zu spät!“ — „Die letzte Schicht.“ — „Herr Oraf.“ — „Der Wildschütz.“ — „Schön Gertrud von Meissen.“ verdienen doch einige Beachtung. Packend, wuchtig, Rede und Gegenrede geschickt verwendend, so formt Kieger seine Stoffe. Außer in den einzelnen Jahrgängen der „Dichterstimmen“ finden wir seinen Namen auch in der von Joh. Bernh. Pagack im Jahre 1898 herausgegebenen Sammlung von Kindergedichten „Allerlei Singvögel“. Max manches noch nicht ausgeglichen sein, seine kritische Hand hätte später sicher die tadellose Form gefunden.

Bis zum Jahre 1904 kann man Kiegers dichterisches Schaffen verfolgen. Dann läßt ihm sein Amt weder Zeit noch Stimmung dazu. Andere Pflichten nehmen ihn voll in Anspruch; seine Feder wird stark in amtlichen Angelegenheiten benötigt. Und drei Jahre darauf deckt ihn bereits die kühle Erde.

Max Kieger war ein Neustädter Kind. Am 4. Februar 1873 geboren, verlebte er seine Jugendzeit daselbst in einfachen, aber glücklichen Verhältnissen. Auf dem Gymnasium

bereits zeigte sich seine vielseitige Begabung. Er war ausübender Musiker und zeitweise Dirigent des Gymnasialchors. Wenn es ntotat, versuchte er sich sogar mit Glück als Komponist. Mit Zeichensift, Pinsel und Palette schuf er manches kleine Kunstwerk. So malte er als Gymnasiast ein Bildnis des von ihm hochverehrten Max Heinkel, das ihm den Dank des schlesischen Dichters eintrug. Seine Beziehungen zu Heinkel verdankte Kieger seiner regen Mitarbeit am „Gemittlichen Schläfinger“, für den er Gedichte in schlesischer Mundart schrieb, von denen uns leider kein einziges erhalten blieb. Mannigfach waren seine Entwürfe und Pläne, deren Ausführung er auf eine spätere Zeit verschob. Ich hatte Gelegenheit, sein sorgsam geführtes Tagebuch durchzusehen. Ein kindlich-frommes Gemüt, gepaart mit einem zielsicheren Streben; ein gesunder, das Leben bejahender Charakter und viel Hoffnung auf Erfolge im literarischen Schaffen spricht aus den Blättern. Was alles doch wollte Max Kieger ausarbeiten und veröffentlichen! Da lesen wir von einem Sonnettenkranz „Ahren und Cyanen“, einem Bändchen „Viola odorata“, von einer Sammlung „Marienlieder“. Ein Entwurf zu einem großen Epos war bereits niedergeschrieben. Es sollte „Der Schmied von Wogendryssel“ heißen. Er bemerkt dazu: „Es soll ein Heimatbild werden im Rahmen einer sagenhaften Episode, die zur Entstehung der Pest in Neustadt 1372 beitrug. Die Sage in den Magistratsakten ist viel zu prosaisch; ich habe sie völlig verändert und behalte nur das verhängnisvolle Barock bei und die Tatsache der Pest. Ich habe allerdings noch chronistische und Ortsstudien zu machen.“ Und nach alledem, was uns von seinen Arbeiten erhalten blieb, haben wir alle Ursache zu glauben, daß er dem Werk gewachsen gewesen wäre.

Als Studierender der Theologie in Breslau trat er mit Hermann Bauch, Paul Barsch und Viktor Blüthgen in freundschaftlichen Verkehr; in der „Schlesischen Dichterschule“ erhielt er weitere Anregung und Förderung. Nach Empfang der Priesterweihe führte ihn sein Seelsorgeramt als Kaplan nach Gleiwitz bei St. Peter-Paul. Hier war er stets bereit, dem vielbeschäftigten Verleger und Schriftleiter der „Oberschlesischen Volksstimme“ (Friedrich Feldhuß) durch Gedichte und Aufsätze helfend beizuspringen. Kiegers Berufung als Kaplan nach Pleß und Religionslehrer am dortigen Gymnasium stellte ihn vor neue Aufgaben, denen er sich jedoch in jeder Hinsicht gewachsen zeigte. Seine gewandten Umgangsformen, seine stete Bereitwilligkeit, festliche Veranstaltungen durch formvollendete Dichtungen zu verschönen, und seine unermüdliche Tätigkeit im Vereinsleben gewannen ihm viele Freunde. Der Fürst von Pleß schätzte den jungen, geistreichen Geistlichen in besonderem Maße und schlug ihn als Patronatsherr für die erledigte Pfarrei Kreuzdorf im Pleßer Kreise vor. Im Jahre 1904 wurde der erst 31jährige Kaplan Pfarrer daselbst. Inmitten einer fast ausschließlich polnisch sprechenden Bevölkerung, der er aber ein pflichteifriger Seelsorger war und der sein



Max Kieger

Pfarramt auch vermögensrechtlich mit staunenswerter Sachkenntnis verwaltete, blieb er ein Kerndeutscher Mann.

Von da an schweigt Kiegers Muse ganz. Des Lebens rücksichtslose Fron heischte ihr Recht. Doch nicht lange. Eine Lungenentzündung, die er sich in seinem nie erlahmenden Eifer in der Ausübung seines Seelsorgeramtes zuzog, führte zum frühen Tode am 10. Januar 1907. Mit Max Kieger wurde ein liederfroher Sänger, ein in Heimat und Volk verwurzelter Mann zu Grabe getragen; und unsere selbstverständliche Ehrenpflicht ist es, seiner nicht zu vergessen. Deshalb vorstehendes Gedenkblatt! Verspätet, aber noch nicht zu spät.

Einige Proben aus seinen Dichtungen mögen hier folgen:

Die beiden Hirten (1897)

Zwei Hirten lagen auf der Au
und blickten nach dem Himmelsblau.
Sie dachten beide hin und her,
wie schön es doch dort oben wär'.
Der eine sprach: „Wie gut wär' das,
wär' alles Blau dort Weidegras;
dort sollte meine Herde ziehn.“
Da hat der andre gleich geschrien:
„Was? Dein wollt' jene Weide sein?

Nein, ich zög' dort, ich ganz allein!“
„Was? War ich nicht der erste dort?
Nur schleunigst von der Weide fort!“
„Nein, ich hab' grad das Recht wie du! . . .“
Da schlugen sie schon beide zu;
und ob der fetten Himmelsweide
zu größten Feinden wurden beide.
Du hast die Hirten ausgelacht —
Hast du's nicht schon wie sie gemacht?

Der Wildschütz (1899)

Die Firnen verglommen und schwarz die Nacht,
kein leuchtendes Sternlein am Himmel wacht.
Wer klimmt da zur Höhe so still, so gewandt,
und hält so krampfhaft die Art umspannt?
Raum sieht er den Pfad, kaum fühlt er den Weg,
nun hält er am schwankenden Stiegbachsteg!
„Ha, Jäger, nun komme, nun rechnen wir ab!
Tief unten, da braust schon dein offenes Grab,
tief unten, da sollst du mir büßen, du Schuft,
daß ich schmachtete in Kerkerluft. —
Heut wieder daheim! — Wie hebt sich die Brust,
hier ewig zu jagen, o welche Lust!
Du sollst mir nicht länger im Wege hier stehn —
heut Nacht schon sollst du zum Henker gehn!
Hier mußt du vorbei — hier kommst du herab —
auf der Brücke gehst du ins eigne Grab!“
Nun schwingt er die Art — das Werk ist getan —

nun mag der arglose Jäger nahn.
Da stutzt der Wildddieb, er lauscht ins Tal, —
da bligt von unten ein schwacher Strahl,
da tönt zur Höh' eines Glöckleins Ton, — —
am liebsten wäre der Frevler entflohn.
Doch es lauert der Tod auf dem schwankenden Steg,
rings Felsen und Klüfte und nirgends ein Weg!
Da klingt ihm das Glöcklein ganz nah schon ans Ohr,
Da leuchtet es schon aus dem Dunkel hervor:
des Mefners Laterne wirft magisches Licht
auf des würdigen Priesters Angesicht;
der Greis in geweihten Händen hält
die Burse fest mit dem Herrn der Welt.
„Um Gotteswillen, Hochwürden, halt!“
da plötzlich des Wilderers Stimme schallt.
Dem Mefner fast die Laterne entfällt,
doch fester der Greis nur die Burse hält.

Dann ruft er in Hast: „Du Sepp — du hier?
Wie sehnt sich die alte Mutter nach dir;
dir weinte sie reichliche Tränen nach,
der Kummer um dich das Herz ihr brach.
Heut fand sie der Jäger todesmatt
in der Hütte auf ihrer Lagerstatt.
Er eilte zu Tal, er tat es mir kund,
nun will ich sie stärken in schwerer Stund.“
Da gellte ein Schrei so schreckensbang,
daß es grausig ins nächtliche Dunkel klang:
„Um Jesu willen — Hochwürden — der Steg!
Hier führt herab des Jägers Weg —
hier wollt ich mich rächen — so hieb ich an
die beiden Balken — kein einzelner Mann
kann sie betreten — und nun wir drei?
Zur Mutter! O Herr, nun stehe mir bei!“
Da springt er zum Stege, da regt er die Hand;
mit festen Riemen die Balken er band.

Der ärgste Geizhals (1900)

Wer reiches Wissen für sich nur erworben,
ist schlechter als jeder Geizhals gestorben.
Hier lachen doch Erben über den Toren,
dort ist auch das Kapital verloren.

Erinnerung

Bald lieber Gast,
bald harte Last,
tritt uns Erinnerung entgegen.
Wohl dir, wenn du sie allerwegen
nur gern gesehen hast.

Klug

Den Klugen muß man doppelt ehren,
der sich von Klügern läßt belehren.

Er schlägt ein Kreuz — mit mutigem Schritt
er dann die schwankende Brücke betritt.
Er kommt hinüber. Gottlob, sie hält!
Und dankend er auf die Kniee fällt.
Nun folgt der Mesner, der Pfarrer dann,
sie eilen geschwind zur Alm hinan.
Der Wildschütz kniet vor der Hütte allein,
sein Heiland kehrt bei der Mutter ein . . .
Jetzt tönt des Glöckleins lieblicher Ton,
da kniet er am ärmlichen Lager schon:
„O Mutter! Kannst du mir auch verzeihn?
O Mutter, ich will dein Sohn nun sein!
Dein treuer Sohn . . .!“ Dem Mütterlein
im Aug' glänzt seligen Glückes Schein:
„Mein Sepp! Nun ist alles — alles gut,
nun kann ich sterben mit freudigem Mut.
Komm, laß dich segnen . . .“ Da sank die Hand,
die Mutter den himmlischen Frieden fand.

Auf Ehre

„Auf Ehre!“ Sonst ein heilig Wort,
der Wahrheit bester Schutz und Hort;
heut sagt, als ob er König wäre,
der erste beste Lump „Auf Ehre!“

Mahlen und Klappern

Man sieht, ob eine Mühle taugt
dran, wie sie mahlt, nicht wie sie klappert.
Wenn einer spricht, beachte wohl
das, „was“ er sagt, nicht „wie“ er plappert.

Zu spät (1903)

Die Glocken wirbeln im wilden Chor,
der Sturmwind heult zum Reigen,
und aus dem Dunkel am Wege empor
gespenstische Tannen steigen.

Die Äste seufzen in schwerer Last
und knarren vom Sturme gebogen;
es knirscht mein Schlitten, in wilder Hast
von dampfenden Rossen gezogen.

Voran, voran! Durch Sturmgebraus,
durchs Dunkel mein Schlitten gleitet,
noch fern ist das Dorf, noch fern das Haus,
wo ein Mensch sich zum Sterben bereitet!

Ich trag auf der Brust das himmlische Brot
und im Herzen Sorgen und Kummer:
„Herr, laß mich ihn retten in Todesnot,
eh du rufst zum ewigen Schlummer.“

Wohl hat er dich nur zum Fluchen gekannt,
doch, Herr, du voller Erbarmen,
o halte dein Antlitz nicht abgewandt
in der Todesstunde des Armen!“

Da blüht durchs Dunkel ein Lichterschein.
Am Orte! — Doch horch! Welch' Klagen,
welch' herzerreißendes Jammern und Schreien —
was brauch ich da noch zu fragen!

Da steht an der Tür ein bleiches Weib
und ringt die bebenden Hände:
„Zu spät!“ Er sollte des Herren Leib
nicht empfangen zu seligem Ende!

„Zu spät!“ Mir schneidet's durch Mark und Bein!
Wir knien an der Leiche und beten:
„Herr, mögst du ein gnädiger Richter sein
dem Armen, der vor dich getreten!“

Die letzte Schicht (1903)

Die Schale steigt zu Tag empor,
geschwärmte Gestalten kommen hervor,
die Schicht ist um, das Werk vollbracht.
„Gott Lob, der uns schützte im dunkeln Schacht!
Wir wagen das Leben an jedem Tag,
ein Pfeilerbruch, ein Wetterschlag,
und alles vorbei — und Weib und Kind
allein und verlassen auf Erden sind.
Herr, der du mich schüttest in jeder Gefahr,
schütz mich und die Meinen immerdar!“
Ein Steiger spricht's; nun will er nach Haus.
Noch fuhren die letzten Knappen nicht aus,
da rollt aus der Tiefe ein dumpfer Ton,
da läuten die Notsignale schon!
„Ein Unglück im Schachte!“ der Steiger schreit.
„Wer ist zur Fahrt in die Tiefe bereit,
zu retten die Brüder in Todesnot?“
Ein jeder sich mutig zur Hilfe bot.
Ein Häuflein Männer zur Schale springt

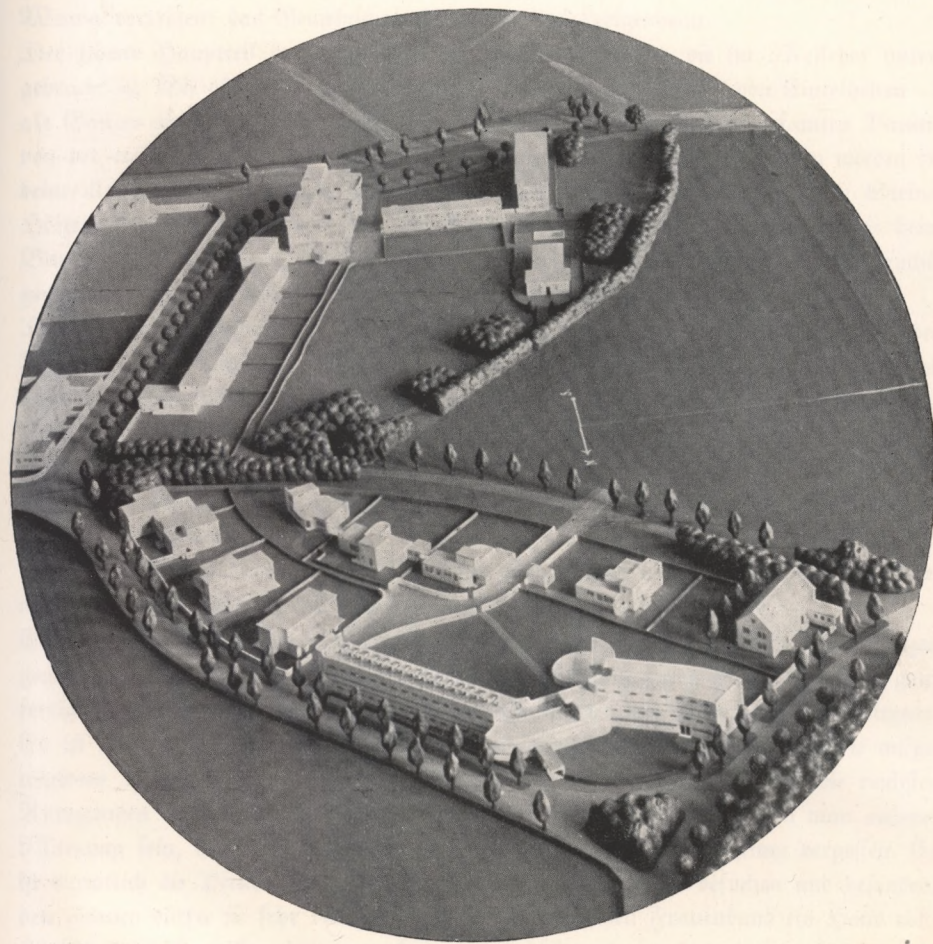
und blühschnell hinab in die Tiefe sinkt.
Sie eilen vor Ort, der Steiger voran,
doch dort hat der Tod sein Werk schon getan:
dort liegen die Männer im Wetterdampf,
die Haue gefaßt noch im Todeskrampf.
Doch giftige Schwaden im Stollen stehn,
wer sollte es wagen, noch weiter zu gehn?
„Noch gilt's zu retten! Ich muß voran!“
Der Steiger spricht's, da faßt ihn an
ein alter Häuer: „Voran will ich!
Nicht Weib und Kinder weinen um mich!“
„Gott half mir immer!“ der Steiger ruft
und dringt hinein in die dräuende Gruft.
Sie sehen ihn stürzen, vom Gifte gefaßt.
Da stürmen sie nach, sie fassen die Last,
sie eilen zur Schale mit taumelndem Schritt.
doch neben ihnen der Tod eilt mit!
Hinein in die Schale — empor zum Licht —
der Steiger fuhr seine letzte Schicht.

Die Wuwa

Am 15. Juni ist in Breslau im Beisein von zwei Ministern die größte deutsche Ausstellung dieses Jahres, *W o h n u n g u n d W o h n r a u m*, feierlich eröffnet worden. Es ist eine Veranstaltung des Deutschen Werkbundes, der in diesem Jahre in Breslau tagt, als Rechtsträger zeichnet die Breslauer Messe- und Ausstellungsgesellschaft. Und wieder ereignete sich etwas, womit selbst die größten Pessimisten dieses Mal nicht gerechnet hatten: Niederschlesien, in Sonderheit Breslau, predigten in Berlin tauben Ohren, Reich und Staat gaben nicht einen roten Pfennig für die Ausstellung, die doch ein Problem in den Mittelpunkt der Diskussion stellte, das heute im ganzen deutschen Reiche vielleicht das Brennendste ist, das Problem des Wohnens. Die Wuwa ist nicht allein eine schlesische, sondern eine deutsche Angelegenheit. Es handelt sich hier um die Gestaltung von Räumen, in denen man einmal sein Zu Hause, seine Ruhe und Sammlung, sei es als Einzelner, Ehemann oder Familienvater, als Kopf- oder Handarbeiter, als Mann des Bankguthabens oder als Mann ohne Reserven findet und zum andern, in denen man seiner Arbeit nachgeht als Kaufmann, Handwerker oder als Arzt, Rechtsanwalt u. s. w.

Das Thema ist von gewaltigem Umfang, insofern die Ausstellung auch von einer Ausdehnung, die die Stuttgarter Werkbundausstellung von 1927 mit ihrer Weißenhof-Siedlung weit hinter sich läßt. Den Mittelpunkt bildet die Versuchssiedlung, die von 11 Breslauer Architekten errichtet worden ist. Rund 130 Wohnungen sind ausgeführt. Es ist selbstverständlich, daß unsere Wohnungsanschauungen heute wesentlich andere sind als die vor dem Kriege. Der Kernpunkt ist die Wirtschaftlichkeit, d. h. größte Raumaussnutzung bei zweckmäßigster Raumverteilung. Das hat zur Folge, daß auf den Wohnraum und das Arbeitszimmer die Hauptakzente gelegt werden, daß Schlafräume, Flure und andere Gelaße als Nebenräume von geringeren Ausmaßen gestaltet werden. Eine besondere Bedeutung kommen dem Bad, das oft gleichzeitig als Waschraum dient, und der Küche, die bei kleinsten Ausmaßen doch zweckmäßig sein kann, zu. Eingebaute Schränke ersetzen Möbel, Roll- und Schiebetüren ersparen Wände. Licht und Luft sind dem heutigen Menschen wichtiger als früher. Terrassen, Dachgärten werden zu Bestandteilen der modernen Wohnung. Die Hygiene erstreckt sich nicht nur auf das Badezimmer und die Abortanlagen, sondern auch auf alle in der Wohnung verwandten Materialien. Das Holz tritt zurück, Metalle, Keramik, Linoleum u. a., also abwaschbare Baustoffe werden bevorzugt.

Die Versuchssiedlung in Breslau bringt nun eine ganze Anzahl von Typen für kleinere und mittlere Wohnungen, bei denen diese Grundsätze durchgeführt sind. Bei der Errichtung der einzelnen Häuser sind die verschiedensten Bauweisen durchgeführt, und es



Ansicht des Modells der Versuchssiedlung auf der Wuwa

liegt natürlich im Charakter dieser Siedlung, daß gerade solche angewendet wurden, über deren Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit die Meinungen noch geteilt sind. Wie sich die neuen Baumethoden bewähren, darüber kann erst in einigen Jahren das Urteil gefällt werden. Zwei thematisch aktuelle Wohnhäuser sind ebenfalls auf der Wuwa vertreten: das Gemeinschaftshaus und das Ledigenheim.

Der zweite Hauptteil der Wuwa ist die Hallenausstellung, die im Messehof untergebracht ist. Sie dürfte der Ausstellungsteil sein, der — abgesehen von Einzelheiten — als Ganzes am besten gelungen ist. Sie umfaßt das weite Gebiet des gesamten Bauens von der ersten Planung an bis zum fertigen Haus. In einzelnen Gruppen werden die beim Außen- und Innenbau zur Verwendung kommenden Materialien wie Steine, Hölzer, Metalle, Glas u. s. w., die Farbe in der Physik und in der Praxis beim Bauen, Fenster, Türen, Wände usw. usw. kurz alles bis zum fertigen Gebrauchsgegenstand, zum Möbel und zur ganzen Wohneinrichtung vorgeführt.

Der Poelzigbau beherbergt eine Ausstellung, in der die historische Entwicklung des Wohnens und Siedelns, ferner eine Sonderschau städtischer Bauverwaltungen und besonders Gartenbauanlagen zahlreicher europäischer Großstädte vorgeführt werden.

In einer provisorischen Ausstellungshalle hinter der Jahrhunderthalle wird der Werkraum des Handwerks und zwar im Betrieb gezeigt. Das inzwischen fertiggestellte landwirtschaftliche Gehöft wird zweifellos das größte Interesse in allen landwirtschaftlichen Kreisen erwecken.

Dies ist in großen Umrissen das Gesicht der Ausstellung. Es möge noch erwähnt sein, daß die Versuchssiedlung mit einer einzigen Ausnahme flachgedacht ist.

Es ist heute noch nicht die Zeit, ein Urteil über die Ausstellung zu fällen. Im Ganzen genommen ist die Wuwa, trotzdem sie bei der Eröffnung zu einem Fünftel nicht ganz fertig ist, eine Leistung, der Eindruck wesentlich ruhiger und solider als in Stuttgart. Es ist nur zu hoffen, daß der Besuch die ungeheure Kraftentfaltung und die aufgewandten Kosten belohnt. Es ist eine Ausstellung, aus der jeder Einzelne die reichsten Anregungen mit nach Hause nimmt. Zu vielem, sehr vielem sogar kann man anderer Meinung sein, aber man soll dabei nicht die Achtung vor der Leistung vergessen. Es ist eigentlich die Pflicht eines jeden Schlesiens, die Wuwa zu besuchen und besonders den Frauen dürfte sie sehr viel geben, da vom Schlesischen Frauenbund ein Haus vollständig eingerichtet ist und zwar nach den Grundsätzen der modernen Hausfrau.

Schellenberg.

Zum Roman „D/E.“ von Arnolt Bronnen

Der obererschlesische Abstimmungskampf ließ uns nur zu sehr am eigenen Leibe spüren, wie wenig man unsere obererschlesische Heimat kannte, in Binnendeutschland und draußen in der Welt. Ich erinnere nur an die Sprachenkarte des sonst so verehrungswürdigen Wissenschaftlers Joseph Partsch und die amtliche preußische Statistik vom Jahre 1913, die bei der Entscheidung über Oberschlesien von der Entente sehr geschickt gegen uns ausgespielt wurden. Durch den Abstimmungskampf, in dem uns in so schöner Weise die Herzenswünsche des ganzen deutschen Volkes begleiteten, ist das Verständnis für Oberschlesien insbesondere durch die wertvolle Aufklärungsarbeit der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier größer geworden. Daß aber doch noch viel Arbeit zu leisten ist, beweisen beispielsweise die vor wenigen Jahren erschienene erste Auflage des weitverbreiteten Handbuches „Deutschland in Charakterbildern“, in einem führenden pädagogischen Verlage und in Millionenaufgaben herausgegeben, und das geographische Lexikon von Ewald Banse, in welchen sonst sicher sehr wertvollen Werken ganz haarsträubende und unschädigende Darstellungen Oberschlesiens kolportiert werden. Mit Recht gehört deshalb der Vorwurf, man habe sich um uns zu wenig gekümmert, zum kleinen Einmaleins bei der Verfechtung unserer Wünsche gegenüber dem deutschen Mutterlande. Mit der Herausgabe des Romans „D/E.“* hat sich nun wieder einmal jemand um uns gekümmert. Mit größter Spannung sah man dem Erscheinen dieses Buches entgegen; die ersten Auflagen waren schnell vergriffen; an den Zeitungsständen riß man sich geradezu um diesen Roman und eigentlich müßte Arnolt Bronnen eine begeisterte Dankadresse unseres Grenzlandes erhalten, wenn . . .

Ja, wenn! — Arnolt Bronnen macht es uns nicht leicht, seine gute Absicht und sein Buch freundlich zu werten, was die meisten hier folgenden Urteile, die wir unparteiisch einforderten, offenbar machen dürften und wie die lebhafteste Aussprache in der großen deutschen Presse zeigt, von der wir in einem der nächsten Hefte des „Oberschlesiens“ einen Querschnitt bieten werden.

Zusammenfassend möchte ich meinen, daß über die dummen sittlichen Delikte eine Verhandlungsbasis nicht gegeben ist. Diese erotischen Stellen, die m. E. gar nicht einmal wesentlich zum Verständnis und zum Aufbau des ganzen Werkes gehören, verhindern, „D/E.“ als Volksbuch, etwa für die Einstellung in unsere Volksbüchereien, empfehlen zu können.

Eine Kennzeichnung nach der literarischen Seite geben im folgenden Dr. Meridies und Willibald Köhler. Das schmissige Buch, das wie aus der Schreibmaschine gepurzelt erscheint und an eine Filmdarstellung erinnert, bedeutet Kampfansage und Protest gegen das Herkömmliche.

Was das Politische anbelangt — und „D/E.“ ist ein politisches Buch durch und durch — so müssen wir entsprechend unserer Arbeit im Sinne einer breiten und edlen Volksgemeinschaft diese doch etwas zu grobe und ungeschlachte Verneinung unseres heutigen Staates bedauern. Insbesondere erscheint es uns sehr betrüblich, daß Bronnen über verdiente deutsche Führer im obererschlesischen Abstimmungskampfe, ganz einseitig und oberflächlich unterrichtet, hemmungslos den Stab bricht. Im übrigen ist es allerdings Bronnens gutes Recht, eine eigene politische Meinung zu propagieren, und schließlich gilt hier, was ein namhaftester Führer unserer heutigen deutschen Politik mir vor kurzem in Berlin antwortete, als ich meinte, die Regierung käme in

* Arnolt Bronnen, D/E., Roman. Rowohlt-Verlag, Berlin.

„D/E.“ sehr schlecht weg: „Das würde ja an und für sich noch nichts ausmachen, das sind wir ja gewöhnt.“

Das Werk drängt nach einer politischen Auseinandersetzung und was dabei trotz allem hin und wieder unser Herz höher klopfen läßt, das ist jener neue nationale Ton, der in einigen Partien des Buches aufklingt, wohl noch zaghaft, unausgeglichen und belastet durch allzuviel Reflektion, aber deutlich hörbar. In der nachfolgenden Kritik von Erwin Schulz wird dieser Ton gedeutet. Wir möchten wünschen, daß diese neue nationale Note nicht für eine bestimmte Partei reklamiert wird, sondern daß sie klingen möge in allen deutschen Herzen. Wie Arnolt Bronnen in seinen persönlichen Ausführungen dieses Heftes mitteilt, hat ihn u. a. das Jugenderlebnis der Not und der Bedrückung deutschen Grenzlandes beeindruckt, was wir umso lieber zur Kenntnis nehmen, weil Bronnen in seinen früheren Werken sich vorwiegend um die Darstellung menschlicher Privatschicksale bemüht hat. Nur etwa „Rheinische Rebellen“ und „Napoleons Fall“ weisen zu dem neuen Werk „D/E.“

Und dieses Neue, das Volksdeutsche möchte ich es nennen, verpflichtet neben dem obererschlesischen Titel und Stoff, uns nicht feige um eine Stellungnahme zu diesem sonst vielleicht geradezu gefährlich erscheinenden Buche vorbeizudrücken.

Am meisten enttäuscht werden wohl die gewesen sein, die in Arnolt Bronnens „D/E.“ einen Grenzlandroman erwarteten, mit sicheren Schilderungen von Land und Leuten. Der obererschlesische Grenzlandroman soll noch geschrieben werden. Die Bücher von Max Waldau, Robert Kurpius, und Langers „Richter Wichura“ waren schöne Anfänge und zeigen die Richtung.

Hoffentlich gelingt es dem Schutzverband deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien, auf Grund einer Stiftung des Volksverbandes der Bücherfreunde den 25000.— Mark-Preis für einen obererschlesischen Grenzlandroman durchzusetzen. „Wir warten weiter auf das Buch“, wie Ministerialdirektor Dr. Spiecker kürzlich in der „Schlesischen Volkszeitung“ schrieb, „das den Kampf des obererschlesischen Volkes um Heimat und Deutschtum uns und den kommenden Geschlechtern lebendig halten soll“. Wenn schon Arnolt Bronnens Landsknechtroman ein Bucherfolg geworden ist, um wieviel wertvoller und höher müßte dann der ersohnte obererschlesische Grenzlandroman gewertet werden. Ein solches Buch kann größere und tiefere Wirkungen ausüben, als tausende von politischen Versammlungen, Vortragsreisen und Aufklärungsschriften. Schließlich war es ja immer zunächst eine literarische Bewegung, die eine nachfolgende Volksbewegung lebendig machte. Man denke nur an den Befreiungskampf der Serben. Erinnert sei auch an das mit tschechischen Geldern geschaffene Buch „Ein Märtyrervolk“, das in ganz großen Auflagen und in mannigfachen Übersetzungen es zuwege brachte, daß selbst eine so unberechtigte und hirnverbrannte Sache wie die politische Seite der Wendenfrage in aller Welt erörtert wurde. Darum unsere laute Frage: Wann kommt der obererschlesische Grenzlandroman? Wir brauchen ihn! Erzodrol.

*

„D/E.“ und die deutsche Republik:

„Er sagt die Wahrheit über D/E. und die Hüter dieses deutschen Schicksalslandes, die in der Etappe saßen und heute das Recht beugen, um die Kämpfer der Front zu verfemen. Den Republikanern wird dieses Buch keine reine Freude sein.“ So äußert sich die Schriftleitung der „Deutschen Zeitung“ (Nr. 139) über Arnolt Bronnens Oberschlesien-Roman. Bronnen selbst hat, wohl in richtiger Einschätzung der geschichtlichen Unzulänglichkeit seines Oberschlesien-Buchs, dasselbe einen Roman genannt. Aber da er auf die seltsame Idee verfallen ist, lebende und

bekannte Persönlichkeiten in diesem Roman redend und handelnd aufmarschieren zu lassen, trägt er selbst die Schuld daran, wenn jetzt urteilslose Leser und Kritiker glauben, sie hätten ein Geschichtsbuch vor sich. Darum ist es Pflicht derer, die Oberschlesiens schweren Kampf miterlebt haben, Einspruch zu erheben gegen die Geschichtsfälschung des Bronnen'schen Romans und die Verzerrung des heldenhaften Abwehrkampfes des obereschlesischen Volkes, wie sie sich im Buche Bronnens spiegelt.

Ich will mich hier auf die Feststellung beschränken: Es ist unwahr, daß die Berliner Regierung den Oberschlesischen Selbstschuß verraten hat, ihm in den Rücken gefallen ist. Nur durch die tatkräftigste Unterstützung der Berliner Regierungsstellen konnte der obereschlesische Selbstschuß geschaffen werden, nur durch wirklich vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen der militärischen Selbstschußleitung und den dafür bestimmten politischen Instanzen hat der Selbstschuß seiner Aufgabe und Bestimmung gerecht werden können. Durch die in jeder Hinsicht aktive Förderung der Wirksamkeit des obereschlesischen Selbstschußes haben die verantwortlichen politischen Instanzen weit mehr riskiert, als unzufriedene Selbstschußler und postume Kritiker es wahrscheinlich je verstanden haben. Es ist ein Märchen, das nur durch das verständliche Schweigen der verantwortlichen politischen Stellen entstehen konnte, daß die Politik dem Selbstschuß in den Arm gefallen sei, wo die militärische Leitung des Selbstschußes ihre Sache und ihres Erfolges militärisch sicher war. Nur Unkenntnis, nicht nur der politischen, sondern auch der militärischen Kräfteverhältnisse und der technischen Möglichkeiten, die in den Schicksalsmonaten Oberschlesiens obwalteten, vermag eine Erklärung für die Bronnensche Geschichtsklitterung und die ihm blindgläubige Kritik abzugeben, die sich obendrein bemüht, das Bronnensche Buch gegen den deutschen Volksstaat auszuwerten. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß der obereschlesische Selbstschuß, ja der ganze heldenhafte obereschlesische Abstimmungskampf nur möglich und verständlich gewesen sind, weil ein neuer freiheitlicher, demokratischer und solidarischer Geist, der aus der anbrechenden neuen Zeit emporloderte, den obereschlesischen Kampf um Heimat und Deutschum beseelt hat.

Ministerialdirektor z. D. Dr. Spiecker.

*

Literarische Wertungen:

Ich habe in Bronnens neuestem Buche lange nach dichterischem Wert und Wort gesucht. Ein Roman von Arnolt Bronnen, ein Roman dazu, der Oberschlesien in die Literaturgeschichte einführt, der im Dienste der Gerechtigkeit an uns verübte französische Treulosigkeit an den Pranger stellt, verpflichtet gewiß zu geduldigem Suchen.

Erst spät (auf Seite 289) regt sich der Dichter. In dieser Gegend auch gewinnt der Roman erst Zusammenhang.

Bis dahin ist das Werk die Ausgeburt einer zügellosen Kinoromantik, die Bild nach Bild über die Leinwand zappeln läßt; deren allmächtiger Gott der Zufall ist. Ihr schönstes Stück ist der bei Staatsanwalts fensternde Laternenanzünder. Über diesen wird gekalauert: wo er tritt, wächst kein Gras mehr.

„Im Osten flimmerte schon der bekannte Silberstreif.“ das ist eine Entdeckung für moderne Literaturgeschichter, ein unvergleichlich treffendes Beispiel für die filmromantische Ironie.

Aus der Not blanker Reportage macht Bronnen in ganzen Kapiteln die Tugend der neuen Sachlichkeit.

Manchmal flüht er in überhitztem Tempo ein etwas schadhafes Asphaltdeutsch hin.

Ein so einfallträchtiger Kopf sollte es nicht nötig haben, Shakespeare nachzuempfinden, der uns das Tier mit den zwei Rücken längst entdeckt hat und trivial dahergeredet, daß: Toinette Blut geleckt habe. —

Bronnen veranstaltet in diesen zehn Kapiteln geradezu einen Massenauftrieb von Menschen, denen man die Seele als etwas äußerst Verdächtiges, Unzeitgemäßes oder gar Unanständiges abgewöhnte. Frauen sind nicht in dem Buche vertreten, nur Weibchen.

Einen Wert rühmt man hier und da dem Buche nach: es führe ins Volksdeutsche; was bestätigt werden könnte, steckte es nicht voller Gehässigkeiten gegen große Teile unserer Volksgenossen.

Wer von Bronnens Roman die Seelengeschichte des Grenzlanddeutschen erwartete, der wird enttäuscht werden. Krenel ist ein Edelmann, aber er hat nichts von dem zwiespältigen Wesen des süddeutschen Grenzlandmenschen. Wir lesen von dem Sturm auf den Annaberg, aber der Wind, der am Annaberge weht, pfeift uns nicht um die Nase.

Vielleicht ist das Beste an dem Buche (von wirklich dichterischen Stellen abgesehen) sein Tempo. Vereint gäbe es ein ausgezeichnetes Drehbuch.

Willibald Köhler.

*

Gegenstand der Literaturkritik ist die literarische Kunst, ihre Aufgabe demnach Beschränkung auf das Wortkunstwerk. Alle wie auch immer gearteten Ideen, die sich aus ihm entwickeln oder die es inspiriert haben, gehen den Literaturwissenschaftler nichts an und müssen den dazu berufenen Stellen überlassen werden. So auch im Falle Bronnens D/E. Das Politische, das Zeitgeschichtliche, das diesem Werk etwa eigene Tendenziose gehört nicht vor das Forum der Literaturkritik. Dies zuvor.

Ausdrücklich nennt Bronnen sein Buch einen „Roman“. Es ist jedoch ein Roman jener neuesten Gattung, die als Bericht, Chronik oder Reportage heute außer in den bekannten, erfolgreichen Kriegsbüchern von Kenn, Remarque u. s. f. auch sonst in der jüngsten Romanliteratur häufig anzutreffen ist. Bronnens romanhafte Darstellung der obereschlesischen Kämpfe im Frühjahr 1921 gibt sich als möglichst objektive, geschwehntreue Reportage. Inwieweit sie den tatsächlichen Ereignissen entspricht, bleibe hier unerörtert. Ohne Zweifel gelingt es ihm mit dieser Versachlichung der Darstellung wie den anderen Vertretern des neuen Stils, der einer „Vermännlichung“ der Dichtung zustrebt, die Unmittelbarkeit des Eindrucks auf den Leser ungemein zu steigern. Dieser unleidenschaftliche Stil, mit dem uns hier Dinge, Menschen, Ereignisse, ohne jede Sentimentalität, illusionslos, von gleichsam durch Kamera und Film zu schärfster Optik geschulten Augen nahegebracht werden, stellt das Leben so nackt, so lichtlos und unbarmherzig dar, wie wir es noch garnicht kennen. Es ist eine unlyrische, Weiche und Wärme verschmähende, gestählte, gleichsam sportliche Sprache, mit der dieses harte und grelle Drama einer Zeit uns packt, die wir miterleben. Doch wir wollen uns nicht verhehlen, daß dieses Buch, auf seine rein künstlerischen Werte hin untersucht, nicht als vollwertig im Sinne von Dichtung gelten kann. Ganz abgesehen von den Eigenwilligkeiten der Rechtschreibung, die nicht einmal konsequent durchgeführt werden, auch abgesehen von der nicht mehr als Sachlichkeit zu vertretenden Schnödigkeit der Diktion, die einen immer wieder verstimmt, es fehlt diesem Werk zu der beklemmenden Vordergründigkeit, in der die Menschen alle agieren, das, was erst Dichtung schafft: die Hintergründigkeit dieser Gestalten, ihr Seelisches, sei es dunkel oder klar. Und da auch nicht eine einzige Gestalt (vielleicht ausgenommen die des freilich nur peripherisch auftauchenden Generals Höfer) eine Spur von Ethos, von Menschlichkeit oder Liebe, nicht einmal von wahrer Heimatliebe vom

Autor eingehaucht bekommen hat, blüht auch an keiner Stelle aus der schonungslosen Realität des Tatsächlichen ein echtes Gefühl hervor, das bis in unsere eigenen Urgefühle vorstößt, bis in die Tiefen unseres persönlichen Seins uns erschüttert.

Dr. Wilhelm Meridies.

*

Zur Geschichte des Oberschlesienkampfes

Bronnens „D/E.“ ist einseitig und politisch-tendenzios. Der Romanheld Krenek ist frei erfunden, gedacht ist wohl an zwei Kommunistenunterführer, die 1921 im Industriegebiet Gruben- und Hüttenwachen organisieren halfen. Der ehem. Polizeioberleutnant Bergeroff, im Gegensatz zur Romandarstellung (S. 201 ff.) ein dunkelhaariger, untersehter, unschöner Mann, lebt, er war 1921 Nation.-Soz., ein Idealist mit starker Einflußnahme auf Menschen. Die Disziplinierung seiner „Schwarzen Schar“ gelang ihm nicht ganz, die Leistungen der Truppe waren nicht begeisternd. Marine-Fähnrich a. D. Heinz Hauenstein hat, bevor er Mai 1921 in Oberglogau ein Freiwilligen-Batl. sammelte, hervorragendes bei Gefangenenerfreuungen geleistet, so holte er u. a. ohne Blutvergießen aus dem von Franzosen bewachten Groß-Strehliger Buchthaus 35 Gleiwitzer und Beuthener politische Gefangene. Weder Hauenstein noch Bergeroff sind im Mai-Juni 21 (S. 204, 252, 347) im Industriegebiet gewesen. Bronnens Ausführungen über von Heydebreck (S. 113, 175), der sich bei der Wiedereinnahme von Randzin besonders auszeichnete, entsprechen nicht den Tatsachen. Oberst v. Schwarzkoppen (S. 254) und sein Stab, ohne Kenntnis von Land und Leuten, hat Anfang Mai versagt, deshalb verlangten die kämpfenden Freiwilligen in Breslau am 6. oder 7. 5. einen neuen Befehlshaber (Hoefel). Der als Hilfstuppe herangeholte Oberland-Verband (eine Berliner Gründung in Bayern), bestehend aus Bayern, Tirolern und Schlesiern, wurde von der Kreisleitung Oberglogau ausgerüstet. Überragenden Einfluß auf die Bayern hatte der Hptm. Römer, ein eigenartiger Herr, umgeben von Politikern der äußersten Rechten und dem Kommunistenfunktionär Gruschwitz. Die 3000 angeführten Loewenfeldter (S. 29, 106) hat Mai-Juni 1921 überhaupt niemand in Oberschlesien gesehen, auch Loewenfeldt selbst nicht. Die S. 106 genannten Obersten — bis auf Graf Magnis — kamen erst Mitte Mai nach Oberschlesien, nachdem die Freiwilligen der Kreise Leobschütz, Ratibor, Cosel, Neustadt, des angrenzenden Sudetenlandes, Oppeln, Kreuzburg und einzelne Verbände Niederschlesiens unter Führung eingeseffener Offiziere schon seit 4. Mai im Kampfe standen. Diese sind es, die in der Nacht zum 4. Mai zu den Waffen griffen, den Kampf gegen die starke, gut ausgerüstete, poln. Obermacht aufnahmen, die Oderübergänge, Gogolin und Kreuzburg verteidigten und den Aufmarsch der aus dem Reich zuströmenden Freiwilligen ermöglichten. Sie haben die Hauptlast des Kampfes getragen, nicht die von Bronnen in Vordergrund gerückten Freikorpsangehörigen, denn deren Zahl war gering im Verhältnis zu den bodenständigen Oberschlesiern und Schlesiern. Bronnen setzt, um die Taten der Helden seiner Prägung ins hellste Licht zu rücken, die eigentlichen Selbstschußfreiwilligen bewußt herab. So S. 69 tatenlos sehen sie dem Schlammfuss zu — S. 301 sie ergeben sich — S. 340 großartige Patrouilleure ohne den Geist der Reserve — S. 382 sie verkriechen sich — S. 387 der Selbstschuß flüchtet —. Alles Bronnen zugetragene Unwahrheiten, diktiert aus politischen Gründen, da die Freiwilligenverbände Schlesiens, aus bodenständigen Bauern, Handwerkern und Arbeitern bestehend, nur ihre Scholle, die Produktionsstätten und ihr Deutschtum verteidigen wollten, und für die Ziele der Freikorpsführer und ihrer Mitläufer, den Oberschlesienkampf zum Auftakt innerpolitischer Auseinandersetzungen zu nehmen (hierin findet das Verhalten Berlins eine gewisse Erklärung), nicht zu haben waren (sfr. m. Artikel Schles. Volkszeitung v. 30. Juni 1929). Die eigentlichen Selbstschußverbände haben mit aben-

teuerndem Landsknechtstum, was Bronnen verherrlicht, nichts zu tun, Bronnens Gewährsmänner mögen vielleicht solcher Art gewesen sein, niemals war aber das Gros der Freiwilligen, die ein gesunder, volkstumgebundener, wehrhafter Sinn beseelte, solchen Schlages. Daß die Abwehrbewegung von Oberglogau ihren Ausgang genommen („Der Oberschlesier“ Juniheft 1925 S. 132; Telegramm des Reichsinnenministers v. Schiele zur 700-Jahrfeier von Oberglogau), übergeht Bronnen ganz, ebenso die den Oberschlesiern zu Hilfe geeilten deutschen und österr. Studenten.

*

Arnold Bronnen hat in seinem Oberschlesien-Roman nicht das Leiden einer gequälten Grenzbevölkerung, sondern, und das ist das entscheidende, den Kampfwillen weniger Einzelner in den Mittelpunkt der Schilderung gestellt. Die Gefahr, die Geschehnisse mit den Augen des Leidenden zu sehen und zu beurteilen, lag für den Autor nahe genug. Sie lag für ihn vor allem im Quellenmaterial, aus dem er schöpfte, und das er, was bemerkt werden muß, mit außerordentlichem Geschick anzubringen verstand. Es ist im Falle Oberschlesien von Amts wegen viel Dokumentarisches und Photographisches über die polnischen Greuel zusammengetragen und publiziert worden, in Zeiten staatlicher Ohnmacht und auch sonst ein gebräuchliches Mittel, die öffentliche Meinung des In- und Auslandes für sich zu mobilisieren. Der politische Wert und die Notwendigkeit solcher Veröffentlichungen soll nicht verkannt werden, allein, es ist kein männlicher Geschmack, der mit entblößtem Körper, auf dem die Spuren brennender Schande eingezeichnet sind, hausieren geht. Und: nicht die Anrufung des Weltgewissens, nicht die Beteuerung des Rechtes, nicht Abstimmung und nicht wirtschaftliche Belange sind letzten Endes entscheidend für das Schicksal einer Grenzprovinz, die sich der Willkür feindlicher Mächte preisgegeben sieht, sondern, ob sie sich innerlich nicht aufgibt, ob sie ihre Sache zur Sache des Reiches macht, ob ihrem Kampfe Männer zuströmen, die Schläge nicht nur einstecken, sondern auch austeilten, Männer, von denen Bronnen sagt: „Burschen wie wir, alles Wissens, aller Möglichkeiten voll, fliegend auf Siegen und geduckt durch Niederlagen, in Wüsten kämpfend und in volkreichen Städten, gefeiert vor Gas, Gestein, Stahl, Maschinen und Irrsinn, bereit zum stündlichen Sterben und zum nacktesten Leben, ungebrochen und sicher in der Gewalt unseres Daseins, werden nie wiederkommen“.

Bronnens Roman ist daher kein Nur-Grenzlandroman, kann es auch niemals sein. Womit nichts über den Rang des Buches gesagt sein soll. Es ist von einem Geist geschrieben, der in einer technischen Zeit zuhause ist. Hier ist nichts mehr von einem inneren Verbundensein mit einer Landschaft, erst im kalten Lichtkegel einer Idee, der Idee des Reiches, gewinnt sie ein eigenartiges Leben. Von ihr, der Reichsidee, sind die Bergerhoffs „wie von einer Krankheit überfallen“, ihre geheimnisvolle Macht verfehlt auch die Wirkung nicht in den Herzen der Kreneks. Ihr verfallen ist jener Leutnant Seidel, er, im Maschinengewehrfeuer vor Annaberg liegend, der Größe seines Volkes nachsinnt: „Die kleinen Völker, dachte er, sind Abfall, Nebenwege, wer ihnen angehört, will Rentier werden, zehren vom Besten der gegenwärtigen Entwicklung. Die Großen Nationen werfen noch ihre Erisen in den Kampf. Die kleinen Völker nehmen den Menschen, so, wie er ist. Den Großen Nationen ist der Mensch noch ein Experiment. Sie wollen, sie werden zu einem besseren Typ noch gelangen. Es ist gut, dachte er sich, es ist schön, daß ich Deutscher bin“.

Ob nun Worte, wie sie Bronnen seinen Helden in den Mund legt, auch ähnlich von den Erstürmern des Annaberges ausgesprochen worden sind, ist unwesentlich; wesentlich, daß wir sie heute aussprechen, und das danken wir nicht zuletzt jenen Leuten, die vor einem Jahrzehnt im Baltikum, in Oberschlesien und an der Ruhr ihr Leben „leichtsinig“ aufs Spiel gesetzt haben.

Was damals im Bewußtsein noch schlummerte, im Herzen geahnt wurde, in der Haltung aber sich bereits deutlich ausprägte, gibt heute und morgen unserem Denken und Wollen Richtung und Ziel: es ist der deutsche Nationalismus.

Wir sehen mit Bronnen eine Kasse am Werke, die zum Elementaren wieder ein natürliches, echtes Verhältnis gewonnen hat. Frei von falschen Skrupeln, tut sie das Notwendige, ohne nach ihrem Gewissen zu schielen; sie erfreut sich eines Gewissens, das an keiner Verdauungsstörung krankt. Die lange Beschäftigung mit Tatsachen, wie der Krieg eine ist, hat sie empfindlich gemacht gegen alles Verfälschte und Verfäuste, ihrem Tun einen hohen Grad von Sauberkeit verliehen. Sie ist leidenschaftlicher und nüchterner zugleich. Sie ist, um es kurz zu sagen, so, wie man sie für das 20. Jahrhundert gerne sich wünschte. Und weil sie so ist, hat sie sich auf einen verlorenen Posten gestellt und die Sache des Reiches zu der ihrigen gemacht, auch wenn sie dabei gegen die Autorität des eigenen Staates verstoßen mußte.

Bronnens Roman hat eine gute Tendenz: er zwingt seine Leser, sich zu entscheiden, und er trägt dazu bei, daß die Atmosphäre in Deutschland sich reinigt.

Edmund Schulz.

Arnolt Bronnen, Mein „D/E.“: Notiz über einige Etappen*

Ein Kunstwerk ist wie ein Kristall; es hat eine metaphysische und eine physische Form. Aber die metaphysische Form oder Formung meines Romans mich zu äußern, scheine ich mir selbst nicht befugt zu sein. Ich bin ein Instrument, von den Gewalten, die darauf und damit spielen, zu wissen hindert mich nicht so sehr Furcht wie Ehrfurcht. Gewohnt zu gehorchen, habe ich es verlernt, rückwärts zu sehen.

Was ich also über meine eigenen Arbeiten sagen kann, betrifft äußerliches; anekdotisches; mehr den Lebens Lauf als den Lebens Kern.

Als Kind einer pommerischen Mutter und eines österreichischen Vaters bin ich schon in einem Alter, das mehr nach Monaten als nach Jahren zählte, mehrfach durch Schlesien gereist. Später, ich war etwa drei Jahre alt, greift meine Erinnerung in diese Reisen von Nord nach Süd ein. In meinem Gedächtnis steht ein grauer Morgen, durchhallt von den auf und ab gleitenden Stimmen der Eisenbahner: Ratibor.

Ratibor blieb unter den Namen und unter den Begriffen, die mich beunruhigten. Sowie ich Karten hatte, suchte ich Ratibor. So geriet ich verhältnismäßig früh auf oberschlesisches Terrain, ich gewann eine feste, geographische Vorstellung dieses Landes, in welchem ich meine Phantasie ähnliche Landschaften schaffen ließ, wie etwa am unbekannten Unterlauf des Niger.

Österreich war damals in ganz anderem Sinne Grenzland als heute. Die Alpenländer, eingesperrt in die gleiche, gemeinsame Front, die vom Sudeten Deutschtum über die bukovinischen Bauern, Siebenbürger Städte, Dörfer des Banats zu den slowenischen Sprachinseln reichte, gerieten damals in die erste Welle der tschechischen Expansion. Elfjährig, verlor ich einen Zahn bei einer Demonstration, die sich gegen gewisse Schul Bauten in Wien selbst richtete. Bei Bauern auf dem Land geriet ich, mitten im kerndeutschen Alpen Vorland, in ein Dorf, dessen Einwohner

* Die Eigenwilligkeiten der Rechtschreibung, die Bronnen liebt, lassen wir in den nachfolgenden Ausführungen und in der von uns gebotenen Probe aus dem Roman passieren, um die eigenartige Note Bronnens nicht abzuschwächen.

sämtlich Tschechen waren. Man vergiftet vielfach, wenn man die rasche Resignation Innerösterreichs bei den Friedens Schläffen tadelt, die Angst Neurose, welche damals die Deutschen ergriffen hatte.

1909 hatten wir einen Sudeten-Deutschen, streng nationalen Deutsch-Lehrer, der mit uns einen Ausflug in das damals ungarische Burgenland machte. Ich werde diesen Tag nie vergessen. Wir fuhren vielleicht zwei Stunden durch die heitere, sonnige Ebene, die sich ostwärts von Wien erstreckt. Und dann verstummte alles plötzlich. Städte, Acker, Bäume, Menschen, verloren ihren Ausdruck, ihre Sprache. Wir stiegen in einem Dorf aus, in dem alle Inschriften ungarisch waren. Wir wußten, diese Bauern, diese Pfarrer waren Deutsch. Aber ehe sie uns in ihrer Muttersprache antworteten, drehte jeder sich vorsichtig um. Wir sahen sie auch wenig untereinander sprechen. Dabei herrschte kein Terror in jenem Land, die Ungarn haßten die Deutschen nicht, die — zwar strengen — Gesetze wurden ohne jene Schikanen ausgeführt, welche eine Erregung des Geistes von Französisch Versailles darstellen. Aber ich empfing, als Vierzehnjähriger, die entscheidende Lektion: der bodenständige Mensch ist nur dann frei, wenn er Untertan seiner eigenen Nation ist.

Die folgenden Jahre brachten mich den Grenzland-Problemen immer näher. Es würde zu weit führen, das im einzelnen auszuführen; es sei nur erwähnt, daß ich schon als Gymnasiast den Plan zu einem Stück faßte, das den Kampf einer halb bäuerlichen Familie gegen die sie umdrängende fremdnationale Welle zum Gegenstand hatte.

Der Krieg, der mich mit dem dritten Tiroler Kaiser Jäger Regiment nach Südtirol brachte, zeigte mir die aktive Seite des deutschen Grenzland Problems. Bei Asiago, bei Lafraum und Vielgereuth, den ersten Hochgebirgs Dörfern, von welchen die Po Ebene, sogar Venedig sichtbar war, begriff ich die expansiven Positionen des Deutschtums. Drei Jahre Gefangenschaft auf Sizilien lehrten mich größerdeutsch sehen; ich entösterreichte mich durch die Distanz, welche mir ein Bild des Blockes gab, und durch die andere Distanz, welche Sehnsucht, Liebe, Heimatgefühle aus der Unentschiedenheit und Verwirrenheit meines Herzens herausdestillierte.

Und ich sah dann Südtirol wieder . . . das Land, für das ich gekämpft und geblutet hatte. Ich sah es zuerst Ende 1919 bei der Heimkehr, das Volk noch ahnungslos, unwissend des kommenden Unheils, voll einer verschleierte Hoffnung. Dann sah ich es öfter wieder, während des sogenannten Friedens, und ich sah, wie das Volk zu ahnen zu begann, wie die Hoffnungen schwanden, dann der Glaube, zuletzt selbst die Sprache. Ich traf in einsamen Gebirgs Dörfern Front Kameraden wieder, die sich untereinander wie Spione beargwöhnten, wenn sie Deutsch sprachen, und ich sah mutige, besonnene Leute zitternd Türen verriegeln und Fenster schließen, bevor wir uns hinsetzten und leise über Herrn Meier sprachen . . .

Das war, das ist die Unterdrückung.

Davon aber, wie in einen solchernassen durchackerten Boden von Berlin aus, wo ich seit 1920 wohnte, das tragischere Schicksal und, über das Provinzielle hinaus, die weltgeschichtlichen Aspekte des Deutschen Kampfes fielen, davon handelt ohnedies meine ganze Arbeit, davon handelt im besonderen mein Roman D/E. Dann er versucht ja nicht nur das Schicksal des bedrohten Landes zu schildern; fast lag dem Autor mehr daran, die Entwicklung jener Deutschen zu schildern, die im Schicksal der verstümmelten Grenz Provinz das Schicksal eines großen Reiches begriffen, das, zerlegt durch die Krankheiten der Demokratie, des Materialismus und seelischer wie raffischer Anarchie einer ungeheuren Krise zuflürzt.

Darum appellierte ich an den Mut der Deutschen: Die Gefahren zu erkennen.

Arnolt Bronnen.

Textproben aus dem Roman „D/C.“

„Am 15. Mai legte Oberst Percival, Haupt der englischen Abteilung bei der J. A. R., nicht mehr gewachsen dem Kampfe seines Gewissens mit seiner Bindung an die französische Politik, gesundheitlich durch Moral gebrochen, sein Amt nieder. Am 16. Mai demissionierte Major Ottley, Kreiskontrolleur von Beuthen, da ihm seine Ehre verbot, der Politik Lecomte Denis' tatenlos zuzusehen. Am 17. Mai verließ Major Cassels in voller Empörung die Stadt Tarnowitz, welche der französische Kommandant, Major Pradier, einen glatten Treubruch verübend, den Insurgenten ausgeliefert hatte. Achtzehn englische Offiziere insgesamt traten in diesen Tagen zurück. Sie taten dies schweigend, unpathetisch, und mit einer Geste der Gerechtigkeit, die ihnen in hunderttausenden empörten, bedrängten, verzweifelte Herzen ein Denkmal errichtete. Am 19. Mai endlich, nachdem dies alles an das Ohr des beweglichen Wallisers gedrungen war, hielt der englische Premier seine überraschende Rede im Unterhaus.

„Oberschlesien“, sagte Lloyd George, „ist seit Hunderten von Jahren nicht polnisch gewesen. Bei dem Fluß und der dauernden Entwicklung der vollstlichen Lage in Europa kann man nicht sechshundert Jahre zurückgehen, um einen Anspruch auf irgendein Land zu begründen . . . Polen hat geschichtlich kein Recht auf Oberschlesien; es hat aber auch, ebenso bestimmt, gegenwärtig kein Recht auf Oberschlesien, wenn es, ohne die Berichte der J. A. R. abzuwarten, durch einen Aufstand die Alliierten vor eine vollzogene Tatsache stellen will. Das ist eine Herausforderung des Versailler Vertrages!!

„Mit Recht kann uns Deutschland sagen: Ich folge meiner Verpflichtung; was aber habt ihr mit der euren gemacht? Entweder müssen die Verbündeten darauf bestehen, daß die Verträge geachtet werden, oder sie müssen den Deutschen gestatten, sich selbst zu schützen. Hier muß fair Play walten. Wenn man jedoch, unter den gegenwärtigen Umständen, die ein aktives Eingreifen der verbündeten Truppen erschweren, den Deutschen nicht erlauben wollte, eine Provinz zu verteidigen, die zweihundert Jahre lang deutsch, sechshundert Jahre lang nicht polnisch gewesen ist, so wäre das schimpflich und unwürdig!“ . . .

In Berlin — und nicht nur in Berlin allein, — hätten sie wahrscheinlich gepfiffen und sich dann unter die Bänke verkrochen, meinten die jüngeren Selbstschuß-Führer, als sie dies lasen. Doch im übrigen kümmerten sie sich nicht allzuviel darum, und wie die Folgezeit lehrte, mit Recht. Sie wollten den Selbstschuß aus der Politik heraussteuern. Das Wohlwollen der Engländer war gut; aber lieber ein Sieg in der Hand, als eine Rede Lloyd Georges auf dem Dache.

In dieser Richtung ging die letzte Proklamation des Selbstschußes, die das Schweigen der vorbereitenden Lage beendete und wie erster Blick vor dem Gewittersturm die dunkel, geheimnisvoll, erwartend offene Landschaft übergrellte. Sie lautete:

„Die Deutschen Oberschlesiens sind mit ihrer Geduld zu Ende. Sie waren gewillt, mit der J. A. R. zusammen den polnischen Aufstand niederzuschlagen. Sie waren bereit, ohne die J. A. R. den polnischen Aufstand niederzuschlagen. Sie sind entschlossen, gegen die J. A. R. den polnischen Aufstand niederzuschlagen.“ . . .

*

In diesen Tagen eines frühen Sommers floß Land, Wald, Kolonnen zusammen in eins. Das war eine Sache der Jugend, gefochten für Jugend. In den Städten beherrschten sie Wasser

und Lichtkraft, Gas und Bahnhöfe, beweglich, schlagfertig auftauchend, den Revolver in der Faust, gefährlich. In den Feldern lagen sie auf Heu, singend nach sechzehnstündiger Arbeit, grob, schwer, wie das Korn, das sie hüteten. Durch die Wälder zogen sie dahin wie die geheimnisvollen Götter des ersten Jahrtausend, getränkt von der grünen Aura der weithin schimmernden Waldböden, übergossen vom fleckigen Licht, mit dem Geräusch des Wildes und der Geister, und in den Augen den Glanz ihrer Träume.

Zwei Tage lang zogen sie um Kreuzburg herum, links in der Flanke von polnischen Grenzpatrouillen beschossen, — und sie durften keinen Schuß erwidern, da sie nicht existierten, — durch die Eichenwälder. Im Gleichklang ihrer Schritte begriffen sie die Existenz ihres Bodens, auslugend nach der ewigen Bläue des Himmels empfanden sie die große Harmonie von Landschaft und Nation. Sie sahen den Eichbaum, atmend mit seinem dünnen, doch schweren Laub, überladen an Ästen, den Tragiker unter den Bäumen. Aber ihnen aber zog befreiend der Eichenwald, weiträumig, mit starken, wegstrebenden Ästen bauend an einem phantastischen Gewölbe, dem Himmel offen wie der zarteren Erde, mit dunklem Geäder hoch über menschlichen Köpfen schwebend, die Konstruktion. Der Wind strich durch sie durch und zeigte sie um so klarer. So schritten die Gruppen, in manchen Stunden, durch die ewigen, unzerstörbaren Paläste des Reiches, so waren sie erfüllt von ihrem Volke, das durch kein Wort, kein Bild, das durch den Boden selber in sie drang . . .

*

385 Meter hoch, zwischen Ostsee und Karpathenhang, die höchste Spitze im Ostoderland, erhebt sich über den Strom der Annaberg. Oben steht eine Klosterkirche, deren zwei Türme sichtbar sind von Gleiwitz bis Oppeln, und von der Malapane bis zur böhmischen Grenze. Sechs Alleen mit je acht Baumreihen führen zu ihr hinauf aus den Richtungen der Welt. Tausende von Pilgern gehen alljährlich, langsam, betend, diese Wege, die sie zu dem Altar der heiligen Anna führen. Von Stürmen unverweht, vom Altar unzerbröckelt, schwebt um die feste, geruhige Kirche der Glanz, der Glaube von Jahrhunderten, und verklärt sie zum Nationalheiligtum des Oberschlesischen Landes.

Seit siebzehn Tagen schon wehte von hier siegreich die weißrote Fahne Polens. Hier standen die besten und stärksten Truppen der Insurgenten Macht. Hier war der Drehbolzen der gefährlichen Zange, die nordwärts über Bahnhof Gogolin—Krappitzer Oder-Brücke, südwärts über Bahnhof Randzin—Coseler Oder-Hafen die Deutschen Annarsch-Linien bedrohte. Der nördliche Flanken-Stoß wie die Kämpfe um Ratibor konnten weder Erfolg noch Entscheidung bringen, solange der Annaberg in polnischer Hand war . . .

Das erste Baon von Oberland hieß Lesja. Es stand demgemäß eifern vor Jeschona und ließ die nach Dallnie vorstürmenden Polen an sich vorbei. Die Insurgenten-Leitung brauchte nicht Mannschaften zu sparen; sie sandte Tausende vor die bayrischen Gewehre, mehrere Baone Haller-Soldaten, französische Abteilungen griffen in den Kampf ein. Aber die Bayern schossen mit der präzisesten Ruhe menschlicher Maschinen. Die Polen wußten, daß sie in zwanzig, in dreißigfacher Übermacht waren; doch das Gefühl, daß jeder Schuß saß, brach sie. Sie merkten, sie liefen nicht wie sonst in einen blinden Hagel hinein, wo Treffer Zufall waren, und der Tod eine Auswahl von Pech und Schicksal; sondern sie stießen auf die kalte, klare Berechnung einer Scharfschützen-Wand, die dort traf, wo sie wollte, und deren Nerven nicht nachgaben, auch wenn die Stoßtruppe zehn Meter von ihnen schnaufte. Plötzlich zerstob die polnische Masse, ebte zurück, im gleichen Moment stießen die Oberländer gegen Oleschka vor; um zehn Uhr wurde Oleschka genommen.

Vizefeldwebel Gelber, ein Gartenarbeiter aus Saarlouis, dessen Abteilung mit dem 2. Baon durch den Wyssoka-Wald vorging, um die Insurgenten auf Höhe 310 zu isolieren, bemerkte 400 Meter hinter Ober-Oleschka, daß die ganze Hügelreihe bei 310 feindfrei war. Er sagte das dem Freiwilligen Härich, und es schwante ihnen beiden, daß die Polen alle ihre Kräfte auf Wyssoka zurückgezogen hatten, so daß die Deutschen statt links zu überraschen, von rechts überrascht werden würden. Er versuchte, die Verbindung nach rechts zu kriegen, aber in dem hügligen, waldigen Gelände war das unmöglich. Die Lage war schwierig und konnte plötzlich verzweifelt werden; der ganze Annaberg-Sturm war bedroht.

Gelber entschloß sich, gegen seinen Befehl zu handeln, und quer durch den Wald auf Wyssoka vorzustößen. Dadurch geriet er offensichtlich selbst in die Falle; aber entweder mußte die Falle hinter ihm zuschnappen, und dann konnten die andern die Höhe 330 nehmen; oder die Polen ließen ihn in ihrem Rücken, und dann war es sogar möglich, mit einem Handstreich das Dorf Annaberg zu nehmen. Die einzige Frage für ihn war, „ob einer mit voller Absicht in seinen Tod geht“. Da er schon kammabwärts auf Wyssoka zustieß, schien ihm alles beantwortet. Da gingen sie halt.

Die Polen schnappten natürlich hinter ihnen zu, obwohl sie nicht gleich schossen. Gelber besetzte die Geldweg-Kreuzung oberhalb des Ortes, und hatte auf diese Weise zehn Minuten Zeit. Die Sonne brannte heiß, die Wiesen rochen. Fliegen und Bienen summten schon mittäglich. Von den Westhängen herüber dröhte Kampf. Wenn man plötzlich hinsah, erblickte man den schwarzen Schatten der Granaten in der Luft. Vor einer Stunde, dachte sich Gelber, hatte ich noch alle Chancen, da wieder herauszukommen. „Mein Kopf hat das so gewollt. Mein Leben schreit jetzt, und will sagen, daß es nicht wiederkommt. Manches ist schade, aber das, was der größte Verlust meines Lebens ist, scheint mir, ist gerade das Allgemeinste. Die Lust, die ich gehabt habe, war nie meine Lust. Und was ich wirklich bin, interessiert nur mich“.

Das Unerseßliche ist das Allgemeine. „Das Erschütternde an meinem Tod ist die Erschütterung der Gesamtheit. Das, was ich an meinem Leben wieder haben möchte, immer, ewig haben möchte, werden Millionen wieder, immer, ewig haben. Nur ich sterbe. Aber ich bin nur ein Name von sechzig Millionen, aus denen ich mein Leben nahm, Arbeit, Lust, Worte, und 22 Jahre. Jetzt werden die Polen sich langsam rühren müssen. Die Stelle, die wir hier halten, ist ihnen verdammt unangenehm. Härich, der Hauptmann wird schön fluchen, aber ich denke, es war eine gute Sache von uns“.

In Wyssoka bellten die Hunde. Das Ganze hätte ich nicht machen müssen, dachte Gelber. „Die meisten sagen, Vaterland ist Blödsinn. Ich meine, das kann ernsthaft nur jemand glauben, der von seinem eigenen, jämmerlichen Leben keine Ahnung hat. Das Leben eines Menschen ist nicht besser, nicht schlechter, nicht tiefer, nicht gescheiter als das Leben eines Hundes, eines Grasses. Das Volk kann es besser, schlechter, tiefer, gescheiter machen. Das war in mir, als ich nach Wyssoka ging.“

Die Polen steckten ihre Glinten über das Gras und knallten. Die Abteilung Gelber wehrte sich bis zur letzten Patrone. Das zweite Baon hörte das Gefecht an seiner rechten Flanke und besetzte eilends die Höhe 330. Eilends kamen sie nach Wyssoka herunter. Die Polen warfen Gewehre weg, ließen Batterien, Gepäck, Munition im Stich, flüchteten in Hast den Annaberg hinauf. An der Geldweg-Kreuzung fand das 2. Baon die Abteilung Gelber, deren rascher Entschluß es gerettet hatte. Unter dreißig Toten lag, gerade noch lebend, mit einem ernsten nachdenklichen Gesicht, die linke Hand an einem Maulwurfschaufen, er klappte noch einmal mit den

blaffen Augen, als er die Oberländer kommen hörte, dann trug sein Leben in das Größere Vaterland der Gartenarbeiter und Vizefeldwebel Gelber . . .

Die Sonne floß vom hochgewölbten Himmel. Westwärts über den flimmernden Hügeln, bis zu blauen Meeren, zu blauen Gebirgen, lag wartend das Reich. Geduldig und gedemütigt, verhaßt und getreten lag es da, in unzähligen Städten, in ruffigen Fabriken, in rasenden Bahnen, in Männern, die unter der Erde dröhten, in Männern, die über Ackerland schritten, in Frauen, die tippten, in Frauen, die gebärten, in Kindern in den Schulen, sichtbar, doch unaussprechbar das Land, nie geformt, nie bestimmt, mit den fließenden, unkämpften Grenzen, Deutschland, ein Gefühl, mehr als das alles, ein Gefühl des Geistes. Ostwärts über der sich langsam bräunenden Ebene lagen die Städte, hungernd, und abgetrennt, verlassen, und voll Sehnsucht, fühlend dieselben Gefühle, sprechend aus demselben Geiste, belebt von denselben Menschen, stützend, tragend daselbe Gewölbe, gespeist aus denselben Quellen der Deutschen Vitalität. Aber die Annaberg-Kämpfer hinweg . . . ging hoch geschwungen der Bogen der Deutschland zusammenfügenden Brücke. Um sie herum erklang, in mittäglichem Summen, der Geisterchor der Geschichte. Sie standen an drei Seiten des steilen Hangs. Um zwölf Uhr ließen sie ihre Lungen aus, fünfzig taten es zum letzten Mal. Keuchend, zitternd, gierig nach Tod wie nach Leben zugleich, sich selbst unbegreiflich hinein taumelnd in einen letzten Schritt, schrien sie ihr Hurra nach Deutschland hinüber.

Um zwölf Uhr zehn war der Annaberg in Deutscher Hand.

Morgenandacht

Von Bergmann Paul Habraschka

Die Nacht hat die Nebel gebraut,
die Erde und Himmel verschweigen,
die lockern sich jetzt;

und durch ihre unruhigen Lücken
verfließen die letzten Sterne.
Der jüngste Wind des Morgens
kommt leise von irgendwo.

In seinem Hauch zergehen bald
die geisternden Schleier.

Tiefe Stille in der Natur — —

In Zweigen leises Knistern.
Von Laubkronen klingt Tropfenfallen.
Am Waldsaum fängt zaghaft
eine Vogelstimme an,
um wieder verschlafen zu vertönen.
Auf bunten Feldern und saftgrünem Wiesen
glänzen Edelsteine von Tau.

Furchtsam still ist Natur und Welt.
Sie warten wie auf ein Wunder.

Da ziehen neugeborene Wolken gegen Osten,
wo der Horizont sich mit Purpur behängt,
um die Königin Sonne zu empfangen.

Und langsam steigt die Majestätische empor,
hinauf zu den Stufen ihres opalen Thrones.
Bäume und Sträucher neigen sich.
Auffsprühen die vielen Laudiamanten.
Der Vögel Stimmen erheben sich zum Choral.
Und über Felder und Wälder rauscht
ein geheimnisvolles Orgelspiel.

Mir wird das Herz so weit,
so weit wie der Gottesdom.
Der Morgen wird mir zur Morgenandacht,
die sich da heiligte zwischen Säulen
des Ewigen und Unendlichen.

Die goldne Monstranz auf dem blauen Altar
zwingt mich auf die Knie ins tauige Gras. — —
Und ich glaube — — —

Sportliche Rundschau

Von Rudolf Gollasch, Oppeln

So um Ostern herum hat jemand es für angebracht gehalten, einen aus Amerika zurückgekehrten Boxer (Berufsboxer!) über Amerikanismus im Sport zu befragen. Die Antwort kann man sich denken: „Wir müssen den Sport amerikanisieren“. Wir wollen hoffen, daß ein gütiges Schicksal die deutschen Leibesübungen vor einer weiteren Amerikanisierung bewahrt. Im übrigen meint der Mann freilich nicht unseren Sport, sondern er denkt an „circenses“. Wann endlich wird man zwischen Sport und circenses unterscheiden lernen? Welche Tageszeitung wird als erste endlich ihre Sport-Rubrik in zwei Teile teilen und über den einen Teil in Balkenschrift setzen „Volksport“, über den andern „Berufssport“?

Der Mangel jener Unterscheidung, das Zusammenwerfen von allem Möglichen in dem einen großen Topfe „Sport“ hat der Sache unseres Sportes, des Volkssportes, der Leibesübungen — dieser Sport allein ist Kulturgut und von diesem Sport allein kann hier die Rede sein — ungeheuer geschadet. Er hat die gebildeten Kreise unseres Volkes dem Sport lange ferngehalten und tut es heute noch. Von Sport hören und an Sechstagerrennen oder Berufs-Ringkämpfe denken, war und ist auch heute vielfach noch eins.

Aber nicht nur „circenses“ figurieren fälschlich in der Rubrik Sport, sondern auch noch andere Bestrebungen, die selbstverständlich sonst ihre Berechtigung haben, die aber mit unserer Sache der Leibesübungen nicht das Geringste zu tun haben, nämlich Liebhabereien und nützliche Beschäftigungen. Eine Tageszeitung brachte vor paar Jahren einmal einen von dem Veranstalter eingesandten Bericht über eine Hundepriifung. Nach dem Bericht hatte der Vorsitzende in seiner Ansprache gesagt: „... und daß unser Sport der Ertüchtigung der Jugend dient“. Das nämlich sollten die Behörden beherzigen. Sport und Jugendpflege waren ja seit dem Kriege große Mode geworden und jeder Verein glaubte sich des mächtigen Schutzes und Wohlwollens der Behörden erfreuen zu dürfen, wenn er beides auf seine Fahne schrieb.

Der Sport, wie wir ihn verstehen, ist teilweise selbst schuld an diesen Dingen. Er hat es an Aufklärung und Abwehr fehlen lassen. Das dehnbare Begriffswort „Sport“ hätte müssen durch ein andres ersetzt werden, das eindeutiger bezeichnet, was wir meinen. Im gegenwärtigen Sprachgebrauch bezeichnen allein „Leibesübungen“ und „Volksport“ das, was wir meinen.

Das alles mußte vorausgeschickt werden, um zum Kern der Sache zu gelangen, zu der Frage: Wie steht es um unsere Sache? Im allgemeinen, bei uns in Oberschlesien im besonderen? Nicht gut! Es ist der Sache schlecht gedient, wenn man das zu verschweigen oder zu beschönigen sucht. Wenn die Idee der Bewegung eine Ausbreitung der Leibesübungen in allen Kreisen des Volkes ist mit dem Ziele, daß jeder Volksgenosse seiner eigenen körperlichen Ertüchtigung die erforderliche Aufmerksamkeit widmet, dann sind wir dem Ziele in den letzten Jahren nicht sonderlich näher gekommen. Der Andrang aus den ersten Nachkriegsjahren hat ganz bedeutend nachgelassen. Ein großer Teil der heranwachsenden Generation begnügt sich mit der Rolle des Zuschauers, ihm bleibt der Sport Unterhaltung und Abwechslung, die man wie jede andre Unterhaltung sich er-

Anmerk. d. Schriftl.: Die vorstehenden temperamentvollen Ausführungen sagen sicher viel Wahres und Beherzenswertes. Andererseits glauben wir, daß gerade in Oberschlesien seit langem und mit besonderem, auch behördlichem Nachdruck in den letzten Jahren die in dem Bericht gekennzeichneten Schäden opferwillig und mit Erfolg bekämpft werden, entsprechend der hervorragenden guten Tradition der oberschlesischen Sportbewegung.

kaufen kann. Circenses! Eine Anregung zu eigener Betätigung schöpft er nicht daraus. Damit ist die Idee tot.

Wir wollen den Gründen nachgehen. Zunächst scheint uns bei der heranwachsenden Jugend eine Reaktion vorzuliegen, die psychologisch zu werten ist. Die Schule hat sich in den letzten Jahren der Leibesübungen warm angenommen. Aber nur einem kleinen Teil der Schüler wird die Leibesübung zur lieben Gewohnheit, der größte Teil streift mit andern in der Schule erlernten Dingen, die ihm überflüssig scheinen, nach der Entlassung auch die körperliche Betätigung ab.

Noch ein andres psychologisches Moment spielt hier eine Rolle. Die allzu moderne Entwicklung im Sport hat das Leistungsprinzip zu sehr in den Vordergrund gedrängt. Nur Spitzenleistungen werden bewundert. Wer sie nicht vollbringt, bleibt immer im Verborgenen. Es verbleibt ein Unbefriedigtsein, das abschreckt. Dem jungen Menschen fehlt die Einsicht, daß es ja um Höheres geht als um meßbare Leistungen. Er will schnelle Erfolge sehen in seinem stürmischen Vorwärtsdrang.

Hier fehlt die Führung und Belehrung. Denn es mangelt an Führern. Das ist das Schlimmste. In allen Lagern macht sich ein Mangel an Führern in der Kleinarbeit bemerkbar. Der Nachwuchs darin fehlt fast vollständig. Es ist, als ob die letzten 15 Jahre überhaupt kein einziger junger Mensch in die Jahre gekommen wäre, in denen er andern Führer sein kann. Die alten bewährten Führer aber möchten gern dem Nachwuchs die Führung überlassen, denn das allein gewährleistet eine gesunde und stetige Entwicklung.

Dazu kommt eine Zersplitterung und Verzettlung der Kräfte durch die Vielheit der Vereine und Organisationen. Wäre die Tatsache, daß heute auch in zahlreichen Nichtsportvereinen Sportabteilungen große Mode sind, ein Beweis dafür, daß die Sportbewegung in die Breite gegangen ist, so stände es gut. Aber das ist u. E. eine Täuschung. Es liegt vielmehr eine ungesunde Verzettlung vor, die mancherlei Ursachen hat.

Wenn hier von „moderner“ Sportbewegung die Rede ist, so ist damit nicht gemeint die allzu moderne Form der sportlichen Bewegung, die eben in jener Veranstaltung von „circenses“ ihre Hauptaufgabe sieht. Die strengen Kritiker sprechen von „Auswüchsen“. Sie denken dabei vor allem an den Berufssport, dessen „Kanonen“, um im Sportjargon zu reden, als Nationalhelden gefeiert werden, sie denken aber auch an gewisse Arten des Volkssports, wo dieser üble Kult ebenfalls zur Mode geworden ist. Sie denken an die Überschätzung der Körperkultur, sie denken an den Widersinn, der darin liegt, daß von Tausenden von Zuschauern eines Wettspiels nur ein verschwindend geringer Teil an eigne Ausübung von Sport denkt. Und sie haben recht, wenn man auch nicht von Auswüchsen reden kann, sondern nur von einer verkehrten Entwicklung. Wettspiele, Wettkämpfe sollen Höhepunkte sein und ihr Wert besteht darin, daß sie eine intensive Vorbereitung der Teilnehmenden oder eine Teilnahme Erhoffenden veranlassen. Wenn aber, wie es bei uns fast durchweg der Fall ist, das Wettspiel überhaupt die einzige sportliche Betätigung der Spieler ist, dann haben Wettspiele keinen andern Sinn als den, die Schaulust anderer zu befriedigen und die Kassen zu füllen. (Mit der Füllung der Kassen ist es freilich auch meistens nichts!) Und wenn sich das ganze Interesse, die ganze Arbeit des Vereins nur auf die eine Mannschaft konzentriert, soll man das noch Förderung des Sports nennen?

Es wäre hier noch manches zu sagen. Der Rahmen dieser Rundschau erlaubt das nicht. Aber das Wenige mußte gesagt werden, wenn es auch als Regerei gilt. Im Grunde genommen fühlt man es in Sportkreisen wohl. Aber man läßt es sich nicht zum Bewußtsein kommen, weil man — vor lauter Organisiererei keine Zeit hat, in die Zukunft zu blicken. Wer nur ein einziges Mal erlebt hat, welche kostbare Zeit mit den lächerlichsten Kleinigkeiten in organisatorischen Fragen vergeudet wird, der wird uns recht geben.

Die Sportvereine müssen sich auf ihre Aufgabe besinnen, die Ausbreitung der Sportbewegung. Weiteste Volkskreise zur körperlichen Betätigung anzuhalten, anzuregen und ihnen hierzu zu verhelfen, das ist ihre Aufgabe. Nicht aber: eine Handvoll zu imponierenden Leistungen

zu erziehen. Damit ist eine Vorführung des Erreichten in der Öffentlichkeit nicht abgelehnt. Nur darf darüber nicht die Hauptaufgabe vernachlässigt werden. Es gibt Organisationen der Leibesübungen, die nicht seit Jahren, sondern seit Jahrzehnten danach handeln. Sie werden im Zeitensturm bestehen bleiben, die andern nicht. Es gibt da einen Prüfstein: Die Arbeit an der Jugend. Jugendpflege zu treiben, behauptet jeder Leibesübungsverein. Das ist schon wegen des Wohlwollens der Behörden notwendig — lies: staatliche und kommunale Beihilfe! Aber ach, wie sieht es damit in der Wirklichkeit aus! Und gar geistige Jugendpflege, damit der Jugendliche sieht, daß die körperliche Betätigung wohl etwas Wichtiges ist, aber nicht das Wichtigste, — Diogenes, bitte leih uns deine Laterne!

Genug davon! Die Leibesübungen des Volkes sind Kulturgut. Nur auf einzelnen Linien steht es gut um Erhaltung und Ausbreitung dieses Kulturgutes. Besinnung tut not!

Nach diesen grundsätzlichen Ausführungen kann der referierende und vorausschauende Teil kurz sein. Im Beuthener Stadion finden Mitte August die Zweiten Oberschlesischen Kampfspiele statt. Das ist alles, was heute erwähnt sei.

Eine Kulturtat des Ostens

Die „Meistersinger“ auf der Zoppoter Waldbühne

Von Carl Lange

In enger Verbundenheit gehen seit Jahren Hand in Hand der „Oberschlesier“ und die „Ostdeutschen Monatshefte“. Beide Zeitschriften haben 10-jährige Aufbauarbeit hinter sich. Gleiche Zwecke und gleiche Ziele verfolgen sie für die Verbindung der Grenzlande mit dem Reich und der Grenzlande untereinander. Und da die Einsicht wächst, daß nicht nur das Wort die Verbindung herstellen und fördern soll, sondern auch das persönliche Kennenlernen von Wert und Bedeutung für die zukünftige Entwicklung dieser Gebiete ist, so überträgt sich das auch auf alle künstlerischen Bewegungen, die heute die stärksten Bindemittel zueinander sind. Da der Ostseedeutsche das Schlesierland kennen lernen soll, so müßte der Schlesier mehr nach Ostpreußen und dem Freistaat Danzig wandern. Hier kann ein Strom zur Kraft werden, die dem Ganzen dient.

Zu den künstlerischen Veranstaltungen im Osten, die weit über die Grenzen hinweg hohe kulturelle Bedeutung haben und die dadurch immer mehr ein Kulturgut geworden sind, gehört die Zoppoter Waldoper. Mitten im internationalen Leben und Treiben des Weltbades Zoppot ist sie nun schon ein fester Bestandteil des Ausdrucks deutschen Kulturwillens und immer mehr zu einem Ereignis geworden, das an Namen wie Bayreuth, Oberammergau, Salzburg erinnert.

Viele Opfer waren notwendig, um das schöne und hohe Ziel zu erreichen. Aber die Stadt Zoppot ist sich ihrer Pflicht bewußt gewesen und hat keine Mühe und Kosten gescheut, um in ständiger Weiterentwicklung, die Zoppoter Waldoper zum künstlerischen Mittelpunkt sommerlicher Veranstaltungen werden zu lassen.

Wer hätte geahnt, daß aus einem scheinbar kleinen Erlebnis sich ein so großes, ständig wachsendes Unternehmen entwickeln könnte. Am Tage der Kriegerdenkmalseinweihung auf der Promkenhöhe im April 1909 fand im Anschluß an die Übergabe des Denkmals auf dem jetzigen Waldspielplatz eine Feier statt, bei der neben dem früh verstorbenen Bürgermeister Woldmann noch verschiedene Redner zu Worte kamen. Diese trotz des schlechten Wetters stimmungsvolle Feier war der Anlaß, daß Woldmann, ergriffen von dem anheimelnden Platz mit der wunderbaren

Akustik, beschloß, diesen freien, waldeingeschlossenen Raum für künstlerische Zwecke auszunutzen. Der Platz diente bisher als Turnplatz.

Mit Herrn Paul Walther-Schäffer, dem damaligen Opernregisseur am Danziger Stadttheater, einigte sich Woldmann auf die Aufführung von Kreuzers „Nachtlager von Granada“, das durch seinen Inhalt: Beginn am Abend und nächtlicher Schluß, sich in der Natur verwirklichen ließ. Als Dritter wurde Herr Emil Schwarz, der frühere Dirigent des Danziger Lehrergesangsvereins ins Vertrauen gezogen.

Nun kam das Schwierigste: nämlich die Zoppoter Stadtverordneten-Versammlung für den Plan zu gewinnen. Sie bewilligten denn schließlich 2000.— M., wovon die Bühne, der Zuschauerraum, die Zugangs- und Zufahrtsstraßen in Ordnung gebracht werden mußten; ferner fehlte Beleuchtung des Platzes und der Wege zu ihm, Garderoben für die Künstler und den Chor, die Umzäunung des ganzen Platzes, — kurz und gut, es mußte in knapper Zeit dort eine neue Welt erstehen.

Es gab drei verkaufte Aufführungen und die Unkosten wurden so ziemlich gedeckt. Also, der große Wurf war gelungen! Dieser starke Erfolg ermutigte Bürgermeister Woldmann, die Waldfestspiele zu einer ständigen Einrichtung zu machen und in Zukunft die drei Aufführungen um noch zwei weitere zu vermehren. Bisher waren niemals Opern im Freien aufgeführt worden; nur das Schauspiel hatte man der Freilichtbühne zugänglich gemacht.

Da der Erfolg unbestritten war, konnten sich auch die Gegner nicht auf die Dauer behaupten. In fast zwei Jahrzehnten an Arbeit entwickelte sich die Waldoper von Aufführungen des „Nachtlager“, „Lobentanz“, „Hänsel und Gretel“, „Zigeunerbaron“, „Die verkaufte Braut“, „Das goldene Kreuz“, „Der Freischütz“, „Fidelio“ zu den Opern Richard Wagners: „Siegfried“, „Walküre“, „Tannhäuser“, „Lohengrin“, „Götterdämmerung“ und „Parsifal“. Als Dirigenten waren im Laufe der Jahre Emil Schwarz, Dr. Heinz Hefz, Erich Kleiber, Hans Knappertsbusch und Max v. Schillings tätig. In den letzten Jahren stand dann Prof. Dr. Max v. Schillings der jetzt in Graz die Oper leitende Kapellmeister Karl Lutein zur Seite.

Fast alle der berühmt gewordenen Wagnersänger haben in Zoppot gesungen. Jeder von ihnen ist gern wieder gekommen und jeder hat ein Bekenntnis für die Waldoper abgelegt. So schrieb u. a. Fritz Soot, Kammer Sänger an der Staatsoper Berlin: „... Aus meiner Waldesstille heraus schweiften meine Gedanken zurück an die Ostsee, zurück zur Waldbühne. Es ist mir heute wie ein schöner Traum, und ich bin glücklich, daß es doch Wirklichkeit war, daß es so etwas wirklich gibt. Ernsthaft „Theater spielen“ oder gar „Singen im Freien“, erschien mir immer als etwas eigentlich Unmögliches. Ich kam schon 8 Tage früher dort an, um mich langsam an die Waldbühne zu gewöhnen. — Um es kurz zu sagen: Ich war begeistert. Da ich in den ersten Vorstellungen unbeschäftigt war, hatte ich Zeit und Ruhe, das ganze Werk in diesem „lebenden Gewand“ auf mich wirken zu lassen. Ich muß heute sagen: die Waldbühne hat mir eins meiner größten Erlebnisse vermittelt, und ich wünschte, daß die Waldbühne Zoppots ein Wallfahrtsort aller deutschen Musikfreunde werden möge.“

Unvergessliche Bilder prägen sich ein. Tausende wallfahren bei sinkender Sonne zur Höhe hinan, um bis tief in die Mitternacht hinein Wagners hohes Werk zu erleben. Die Stadt Zoppot hat unter der tatkräftigen Mitwirkung des Oberbürgermeisters Dr. Laue hier im internationalen Getriebe eines Weltbades eine Kulturtat vollbracht, die aber gleichzeitig ein Ruf und eine Mahnung an alle Deutschen ist, das Werk mit allen Kräften zu fördern und zu unterstützen. Professor Dr. Max v. Schillings hat seine Anschauung in einer Ansprache in folgenden Worten

zusammengefaßt: „... Nun ist im Zoppoter Walde der Bayreuther Gedanke lebendig geworden. Hier handelt es sich darum, die Leute weit über den Alltag hinaus zu erheben. Die Kunst drängt sich nicht auf, sondern sie will, daß man zu ihr pilgert. Im Alltag drängt sich die Kunst uns beinahe buhlerisch auf und selten ist der Fall, wo sie sich zurückzieht, um gesucht zu werden. Hier läßt sie sich suchen und läßt sich finden und sogar in einer erhabenen Gestalt sehen. Ich bekenne mich zu denjenigen, die eine Zeitlang ein Saulus waren. Ich glaubte nicht an die völlige Wirklichkeit des Gelingens, habe mich aber gern dem Gedanken hingegeben. Tatsächlich ist es gelungen, Kunst und Natur in einer noch nicht dagewesenen Weise zu vereinigen. Indem die Kunst der Natur entgegenkommt, erobert sie sich die Natur. Wir haben Wirkungen erlebt, draußen, wo man wirklich nicht mehr weiß, ist es Traum oder Wirklichkeit, man ist ergriffen. Damit ist der Beweis erbracht, daß das hier Geschaffene von bleibendem Wert ist. Diejenigen, die sich nicht dazu bekennen wollen, sollen sich des Vollbrachten erinnern. Man muß es den Männern erleichtern, die die Mission in sich fühlen, an dem Werk weiterzuarbeiten. Ich kann vom Reiche sagen: der Namen Zoppot fängt an, immer weiter zu klingen. Da heißt es nun, eine Wirkung dauernd zu gestalten und alle Kreise zu lehren, daß der Wille zum Deutschtum unbeugsam lebe. Dafür Zeugnis abzulegen, für den deutschen Geist im Osten unseres Reiches, dafür werde ich eintreten und meinen Einfluß, soweit ich es irgend vermag, überall geltend machen. . .“

So reißt sich Urteil an Urteil. Die Zushauerzahl wächst. Die Besuche zur Waldoper werden zu Wallfahrten.

Im vergangenen Jahr wurde der „Parsifal“ aufgeführt. Alle Bedenken sind durch die Tat beseitigt worden. In diesem Jahr sind nach vielen Kämpfen und Bemühungen in den maßgebenden Kreisen die „Meistersinger“ vorgesehen, zu denen die Chorproben bereits begonnen haben. So ist hier ein Ziel erreicht worden, an das Niemand bei der Entstehung der Waldoper gedacht hat. Gegner sind zu Bekennern geworden und zweifellos haben die Aufführungen den Ruf der Waldoper weit über die Grenzen hinweg verbreitet. Wir Menschen an den Grenzen aber, die wir innerer Stärkung mehr denn je bedürfen, für uns ist die Waldoper eine Kraftquelle, an der wir nicht vorübergehen dürfen und so gilt es besonders für die beiden durch das Schicksal eng verbundenen Lande Schlesien und deutsche Nordostmark, daß sie in der Erkenntnis der Bedeutung dieser Kraftquelle immer wieder daraus schöpfen.

Zu den Abbildungen der Werke mittelalterlicher Kunst

Von den Abbildungen nach Werken mittelalterlicher Kunst in diesem Heft gehören die drei Darstellungen der „Kreuztragung“ zur Abhandlung über die Kreuztragung des Ratiborer Heimatmuseums und finden darin ihre Würdigung. Die aus Oberschlesien stammende „Befreiung Petri“, als Abbildungsprobe aus dem kritischen Katalog der Ausstellung Schlesiſcher Malerei und Plastik des Mittelalters 1926, Verlag Alfred Kröner, Leipzig gewählt, der in diesem Heft besprochen wird, hat zum Inhalt der genannten Abhandlungen insofern Beziehung, als mit ihr die Ratiborer Kreuztragung, allerdings mindestens eine Generation später entstanden, Berührung hat. Die beiden Abbildungen nach Werken mittelalterlicher Plastik sind ebenfalls dem kritischen Katalog entnommen, davon ist die „Eigende Maria mit Kind“ in oberſchleſiſchem Beſitz.

B. St.

M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e d e

Ergebnis des Wettbewerbes zur Schaffung eines Oberschlesierliedes

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 27. Juni 1929 beschlossen, von einer Preisverteilung abzusehen, da keine Einsendung den Bedingungen des Aufrufs vom 30. November 1927 in vollem Umfang entspricht. Die besten Text- und Lieddichtungen sollen jedoch in der Form eine Auszeichnung erfahren, daß dem Herrn Landeshauptmann von Oberschlesien der Ankauf dieser Texte und Melodien und deren weitestgehende Verbreitung empfohlen wird. Für diesen Zweck sind als würdig befunden worden:

A. Liedtexte:

1. Auf den Feldern ziehn die Pferde
Verfasser: Lehrer Georg Battel, Schiedlow, Kr. Falkenberg.
2. Und reißt ihr uns auch hart entzwei
Verfasser: Konrektor Benno Hein, Beuthen O/S.
3. Ich zog durch einen grünen Wald
Verfasser: Flüchtlingslehrer Ewald Artur Hentschel, Hindenburg.
4. Goldene Felder, blauende Wälder
Verfasser: Studienrat Hoffbauer, Oppeln.
5. Wenn ich in der Fremde schreite
Verfasser: Frau Luise Meineck = Crull, Neisse.

B. Melodien:

1. Kennwort: In Treue fest (Text: Und reißt ihr uns auch hart entzwei)
Verfasser: Hauptlehrer Karl Eckert, Cuddoll, Kr. Ratibor.
2. Kennwort: In Treue fest (Text: Wenn ich in der Fremde schreite)
Verfasser: Professor Esser, Bonn.
3. Kennwort: Laß mich deine Hand ergreifen (Text: Goldene Felder, blauende Wälder)
Verfasser: Philipp Bretscher, Komponist, Stettin.
4. Kennwort: Treue Liebe (Text: Und reißt ihr uns auch hart entzwei)
Verfasser: Chorrektor Hugo Wiczorek, Ratibor.

5. Kennwort: Im Volkston für die Heimat (Text: Goldene Felder, blauende Wälder)
Verfasser: Oberlehrer Max Wiczorek, Habelschwerdt.

Der Ausschuß
zur Schaffung eines Oberschlesierliedes.
Von Seiten der Provinzialverwaltung:
Landesrat Ehrhardt
Provinzialverwaltungsrat Schneider.
Von Seiten der Staatsbehörden:
Oberschulrat Dr. Grabowski
Regierungsdirektor Dr. Weigel.

Fernerhin:

Dr. Berger-Oppeln, Oberbürgermeister
Gebauer-Gleiwitz, Musikdirektor
Hyckel-Ratibor, Oberlehrer, Schriftsteller
Jaschke-Beuthen O/S., Studienrat und Musikdirektor
Knopp-Oppeln, Konrektor
Köhler Willibald-Oppeln, Studienrat, Schriftsteller
Ottinger-Ratibor, Musikdirektor
Sczodrok-Colonnowska, Rektor, Herausgeber der Monatschrift „Der Oberschlesier“.

Schlesiſche Malerei und Plastik des Mittelalters

Kritischer Katalog der Ausstellung in Breslau 1926.
Unter Mitwirkung von Ernst Kloss herausgegeben von Heinz Braune u. Erich Wiese. Mit 232 Lichtdrucktafeln. Alfred Kröner Verlag in Leipzig. Ganzleinen 100 Mark.

Als 1923 Erich Wiese „Schlesiſche Plastik vom Beginn des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts“ erschien — seine Dissertation über die „Breslauer Holzplastik von ihren Anfängen bis zum Ausgang des weichen Stils“ war 1920 vorangegangen —, konnte man zum ersten Male Umfang und Bedeutung dieser Kunst des deutschen Ostens ahnen, die durch die Ausstellung Schlesiſcher kirchlicher Malerei

und Plastik des Mittelalters, Breslau 1926 bestätigt wurden. Es erschien damals ein vorläufiger Katalog, umfangreichere Aufsätze von E. Buchner in der Zeitschrift für bildende Kunst und Ernst Kloss im Eicrone faßten in Entwicklungsübersichten die Ergebnisse zusammen.* Der Schwerpunkt verblieb, wie insbesondere Kloss betonte, bei der Plastik. Nunmehr setzt der mit Beginn dieses Jahres erschienene große kritische Katalog der Ausstellung ein wahrhaft monumentales Denkmal und legt zugleich das Fundament für jede zukünftige Forschung auf dem Gebiete der mittelalterlichen schlesischen Kunst. Außer den wissenschaftlichen Beschreibungen, Nachweisen usw., die die gesamten Ausstellungsgegenstände einbeziehen, enthält die Veröffentlichung eine Fülle von Bemerkungen aus genauester Durcharbeitung auch des nicht ausgestellten schlesischen Materials heraus, daß sich Grundlinien und Zusammenhänge weitgehend herstellen. Auf eine zusammenfassende einleitende Darstellung ist verzichtet worden, um dem Werk die äußere Form eines Kataloges nicht zu nehmen. — Die Anführung der Werke und die Anordnung der Tafeln ist, mit der Plastik beginnend, chronologisch in Gruppen vorgenommen, deren erste den Löwenmadonnenkreis enthält, genannt nach der sitzenden Maria mit Kind, Engeln und Löwen des Breslauer Kunstgewerbemuseums aus dem zweiten Drittel des 14. Jahrhunderts. Dieser östliche Löwenmadonnenkreis hat auch in Ostpreußen und Krakau Vertreter. Die großartigen Pfeilerfiguren aus der Magdalenenkirche, jetzt im Kunstgewerbemuseum Breslau, betonen die Bedeutung Breslaus für diesen Stilkreis. Von in Oberschlesien befindlichen Werken gehört u. a. die sitzende Madonna mit Kind aus der Gymnasialkirche in Neisse, schon aus dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts, dazu. Unter den bisher bekannt gewordenen Altären des Löwenmadonnenkreises mit dem Grundtypus des Vierer-Altars ist der Altar aus Bankau, Oberschlesien der umfangreichste, hier vermerkt der Katalog Verwandtschaft zu norddeutschen Arbeiten. Die nächste, die schlesisch-

* Vergl. auch „Der Oberschlesier“, September-Heft 1926: Zur Ausstellung Schlesischer Kirchlicher Malerei und Plastik des Mittelalters.

böhmische Epoche, ist die der „Schönen Madonnen“. In die umstrittene Entstehungsfrage ist für die Madonna mit Kind des Breslauer Kunstgewerbemuseums mit der Bestimmung als „schlesisch unter böhmischem Einfluß um (eher vor) 1400“ eingegriffen. Die im Dezember-Heft 1926 des „Oberschlesier“ abgebildete Madonna mit Kind aus Badewitz im Heimatmuseum zu Leobschütz steht unter der Wirkung dieses Stilkreises. In der Spätgotik liegen dann die z. T. prächtigen Klappaltäre mit einem so außerordentlichen Werk wie dem Schweidnitzer Marienod-Altar von 1492, von einem schlesischen Meister der Zeit-Stoßschule, und den erst durch die Ausstellung zu Ehren gekommenen Figuren aus der St. Annakirche in Zobten um 1500, deren schlesischer Charakter so überzeugend ist. Sie haben ehemals vielleicht im Hochaltar der Breslauer Sandkirche gestanden, woher sie nach dem den Breslauer Augustinern gehörenden Zobten kamen. Unter den Werkstätten, aus denen solche Altarwerke hervorgingen, ist die in Breslau, in dem der Gubrauer Passionsaltar von 1512 mit Schnitzwerk und mit der farbigen Kraft seiner gemalten Tafeln entstand, besonders bemerkenswert, ferner die Saganer Werkstatt, aus der der Giesmannsdorfer Altar von 1505 mit seinem beweglichen Figurenschmuck stammt. Am Ende der spätgotischen Epoche kehrt der Schmerzensmann immer wieder im ergreifenden Motiv des Christus in der Kast, um 1500 in Schlesien und Sachsen beliebt. Aus der schlesisch-böhmischen Epoche der Malerei tritt das Tafelbild mit dem Tode Mariä aus Langendorf im Fürstbischöflichen Diözesan-Museum hervor, an österreichische Werke erinnernd, aber doch der Przeslaw-Madonna desselben Museums, die einem Schüler des Meisters von Wittingau zugeschrieben ist, näher verwandt. Für jeden Schlesier ist die sog. „Hedwigstafel“ der Breslauer St. Bernhardikirche, deren Wiederherstellung durch Restaurator Loch im Schlesischen Museum der bildenden Künste nunmehr beendet ist, nicht nur von künstlerischem, sondern auch von kulturhistorischem Interesse. Eine eigene Epoche begründet der Barbara-Altar des Breslauer Kunstgewerbemuseums von 1447. Der Einfluß des Barbarameisters und seines Kreises ist ein außerordentlich langdauernder und weitreichender gewesen. Ein Beispiel hierfür bietet auch die Kreuztragung des Ratiborer Heimatmuseums (vgl. die Veröffentlichung im vorliegenden Hefte). Freilich sind hier neben der älteren Tradition bereits neue künstlerische Gedanken im Spiel, die „ausgehende Spätgotik“ verleugnet sich nicht. Am Beginn dieses letzten Abschnittes steht der Christus in der Kelter des Fürstbischöflichen Diözesanmuseums Breslau aus der Breslauer Werkstatt von 1486/87. Einen Hauptanteil an der Entwicklung haben die Gedenkbilder, die jetzt zahlreich auftreten, schon aus aufsteigender Renaissancegesinnung heraus. Ein gemalter Flügelaltar aus Schönwald, Kr. Kreuzburg O/S. ist um 1500 unter Breslauer Einfluß entstanden. — Die Ausstattung des für jeden Freund schlesischer Kunst unentbehrlichen Werkes ist mustergültig, die Tafeln sind von hervorragender Schönheit.

B. Stephan.

Otto Hach,

z. Bt. Rektor i. R. in Berlin, konnte am 17. 5. in voller Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag feiern. Otto Hach wurde in Emanuelsteden im Kreise Pless geboren und stellt seit langem unserer ober-schlesischen Heimat seine Kräfte, insbesondere in literarischer Beziehung, opferwillig zur Verfügung. Er ist beispielsweise ständiger Mitarbeiter im Organ der Vereinigten Verbände heimat-treuer Oberschlesier, das in Berlin unter dem Namen „Oberschlesien“ monatlich erscheint. Auch dem „Oberschlesier“ ist er von jeher ein treuer Wegbegleiter. Wir grüßen den Jubilar!

Fritz Walther Bischoff,

der bisherige künstlerisch-literarische Leiter der schlesischen Sender wurde zum Intendanten der Schlesischen Funkstunde ernannt unter gleichzeitiger Berufung in den Vorstand der Gesellschaft. Der neue Intendant übernimmt die künstlerische Gesamtleitung.

Eine wertvolle Orgel

ist in der Breslauer Technischen Hochschule aufgestellt worden. Die Disposition des Werkes ist in gemeinsamer Arbeit durch den Lektor für Musik und Leiter des Collegium musicum

an der Technischen Hochschule, Dr. Hermann Maßke und die Leitung der ausführenden schlesischen Orgelbaufirma Gebrüder Kieger-Möcker O/S. entworfen worden, während der technische Einbau unter wesentlicher Mitwirkung von Prof. Dr.-Ing. Heinel durch bewährte Kräfte der Firma vor sich ging. Das neue Werk stellt eine charakteristische Bereicherung des Bestandes an wertvollen Orgeln Schlesiens dar. Aber das Werk wird eine von Dr. Maßke vorbereitete Broschüre näheren Aufschluß ermöglichen.

Bericht des Oberschlesischen Verbandes für Einheitskurzschrift

Der oben genannte Verband zählte am 31. 3. d. Js. 2480 Mitglieder, die in 25 Vereinen organisiert waren. (Gegenwärtig, Mitte Juni, ist diese Zahl bereits überholt: Der Verband zählt heute in 26 Vereinen über 2600 Mitglieder). Von den Mitgliedern waren 1272 Damen. Die Verbandsvereine verteilen sich auf folgende Orte: Beuthen 3 Vereine, Gleiwitz, Hindenburg und Oppeln je 2 Vereine, Ratibor, Neisse, Neustadt, Cosel, Gr. Strehlitz, Grottkau, Oberglogau, Ziegenhals, Peiskretscham, Ujest, Patyschau, Laband, Ratscher, Randzin, Gogolin, Falkenberg und Schomberg-Bobrek mit je einem Verein.

Die Zahl in den Anfängerkursen der Vereine in die Einheitskurzschrift eingeführten Personen betrug 1403, davon 746 weiblich. Sämtliche Vereine veranstalteten für ihre Mitglieder regelmäßig Diktat- und Fortbildungskurse, einzelne Vereine auch Redeschristlehrgänge.

Die größeren Vereine veranstalteten für ihre Mitglieder durchweg Wettschreiben. An dem Verbandswettschreiben des Verbandstages von 1928 (Gleiwitz) beteiligten sich 284 Personen; die höchste erzielte Wettschreibgeschwindigkeit betrug 320 Silben, die niedrigste zugelassene Geschwindigkeit 80 Silben in der Minute. An dem großen Bundesfernwettschreiben, das am 10. 3. 29 in ganz Deutschland abgehalten wurde und das größte Wettschreiben der Welt mit rund 40 000 Teilnehmern war, beteiligte sich der Verband mit 428 Schreibern am Schnellschreiben und 353 Schreibern am Richtigschreiben, zusammen also 781 Schrei-

bern, einer Teilnehmerzahl, die an der Mitgliederzahl gemessen prozentual über dem Reichsdurchschnitt steht. An den drei Verbänden durchgeführten Preisrichtig- und -schönschreiben beteiligten sich insgesamt 950 Personen. Das Diplom für die prozentual höchste Beteiligung konnte dem Verein Hindenburg I übergeben werden.

Oberschlesien besitzt 3 staatlich geprüfte Stenographielehrer und 19 Lehrer, die die Stenographielehrerprüfung des Deutschen Stenographenbundes abgelegt haben.

Der Sanitätsrat-Dr. Eisner-Pokal, der dem Verein zugesprochen wird, der auf dem jeweiligen Verbandstagswettstreichen die beste Mannschaftsleistung in der 140-Silben-Abteilung nachweisen kann, wurde 1928 dem Verein Hindenburg I (Vorf. Mittelschullehrer Israel), 1929 dem Verein Hindenburg II (Vorf. Diplomhandelslehrer Willim) zuerkannt.

Der von dem Verein Ratibor gestiftete Pologek-Scheike-Pokal fiel in beiden Jahren dem Verein Oppeln für die von dessen Mitglied, Herrn Porwol, nachgewiesenen Leistungen von 260 und 300 Silben zu.

Der Verbandsvorstand für das Jahr 1929/30 besteht aus:

1. Vorf.: Lehrer und staatl. gepr. Lehrer der Kurzschrift J. Pologek, Schomberg O/S.,
2. Vorf. Kreisausschußobersekretär Niedhold, Cosel O/S.,

Geschäftsführer: Kaufmann Lothar Hesse, Gleiwitz,

Rassensführer: Konrektor Hanuschik, Schomberg O/S.,

Techn. Leiter: Lehrer Scheike, Beuthen, Statistiker: Kaufmann König, Hindenburg, Verwalter der Verbandsbibliothek: Mittelschullehrer Israel, Hindenburg

Besitzer: Fabrikbesitzer Pignier-Oppeln, Lehrer Lenschert-Beuthen, Direktor Nippert-Neustadt, techn. Korrespondent Kotyczka-Hindenburg, Kreisausschußinspektor Pietruschka-Ratibor, Lehrer Hoenke-Gleiwitz, Lehrer Zigner-Ziegenhals.

Dem techn. Ausschuss gehören an die Lehrer und gepr. Kurzschriftlehrer:

Scheike und Lenschert aus Beuthen, Gurnik,

Hoenke und Menzler aus Gleiwitz, Israel und Willim aus Hindenburg, Kluger und Siedermann aus Oppeln.

Eine Richard Schaukal-Gesellschaft

mit dem Sitz in Wien ist kürzlich gegründet worden. Nähere Auskünfte erteilt die Zentralschäftsstelle Rudolf Ackermann, Wien VI, Esterhazygasse 20.

Frl. Else v. Wiffel-Laband.

Die immer noch nicht abgeschlossene Erfassung des Schrifttums in Oberschlesien wird es begrüßen, wenn auf Schaffende aufmerksam gemacht werden kann, die zwar wenig bekannt, aber doch durch ihre Wirksamkeit nicht unbedeutenden Anteil an dem Geistesleben in unserem Grenzgebiet genommen haben. Zwar ist Frl. v. Wiffel keine geborene Oberschlesierin — ihr väterliches Gut Allerheiligen liegt bei Ols — doch ist sie durch ihren Großvater, Besitzer von Groß-Deutchem bei Konstadt und ehemaliger Landrat des Kreuzburger Kreises mit unserer Heimat eng verbunden und fühlt sich seit langem mit Oberschlesien wieder vereint. In ihren „Mohnblüten“ bietet sie ihren Freunden unter dem Pseudonym Ernst Guntram eine Gedichtsammlung dar, welche zum größten Teil eine Reihe der Natur entlauschten und dem Leben innig verbundenen Lieder enthält; daran schließen sich Gelegenheits- und Vermischte-Gedichte. Den Schluß bilden einige Aphorismen, die treffend und markant Zeugnis von einer ungewöhnlichen Geistigkeit und Verstandesschärfe ablegen. Ganz besonders kommt diese Eigenart im „Dervorgil“ zum Ausdruck, einem epischen Gedicht von mehreren Gesängen, welches das Schicksal eines füstlichen Ehepaares aus der Ritterzeit beklagt, das durch einen verhängnisvollen Irrtum auseinandergerissen und im Tode erst wieder vereint wird. In fesselnder Form entrollt die Autorin Naturbilder, Ritterszenen und Zustände innerer Zerrissenheit, die in die dramatische Entwicklung gestellt, das Ganze zu einem lebenswirklichen und packenden Werke gestaltet. „Dervorgil“ ist das erste dramatische Jugendwerk der Dichterin und außer den „Mohnblüten“ das einzige, das im Druck erschienen ist. Zwei

ungedruckte Dramen: „Hermann und Tinselda“ und „Störtebeckers Brautfahrt“ zeigen in gleicher Weise das ausgesprochene Talent von Frl. v. Wiffel.

Es ist zu bedauern, daß durch die Ungunst der Verhältnisse die Schaffensfreudigkeit der Dichterin bis jetzt nicht die verdiente öffentliche Resonanz gefunden hat, und es wäre zu wünschen, daß trotz des Weiterschreitens der literarischen Entwicklung der Zeit diese verborgenen Werte der Vergessenheit entrissen und dem Gegenwartslieben nutzbar gemacht werden. Perlick.

Reiseführer durch Oberschlesien

Herausgegeben vom Oberschlesischen Verkehrsverband E. V., Ratibor.

Mit der Herausgabe dieses Reiseführers erwirbt sich der junge Oberschlesische Verkehrsverband ein bedeutsames Verdienst. Es fehlt uns in Oberschlesien an Schriften, die schnell und sicher den Fremden in unser Land einführen, und dieses Buch füllt deshalb eine fühlbare Lücke aus. Ist doch auch der „Führer durch Oberschlesien“, den Georg Wenzel in der Abstimmungszeit von Seiten des „Oberschlesiens“ herausgab, längst vergriffen und selbst in Bibliotheken nur noch schwer zu haben. Es kommt noch dazu, daß die neuen Verhältnisse nach der Teilung Oberschlesiens die Berücksichtigung anderer Grundlagen und Gesichtspunkte notwendig machten.

Der neue Führer durch die Provinz Oberschlesien erfreut durch seine geschmackvolle Ausstattung und sein handliches Format, durch knappe und übersichtliche Fassung des Textes und durch vielfältige Bildeinstreuungen, die trotz der notwendigen kleinen Wiedergabe meist gut wirken. Das walderrauschende Oberschlesien, das Eichendorffland kommt ebenso zur Geltung, wie die industrielle Leistung und die Statistik.

Mit der Stadt Oppeln beginnend, folgen alle oberchlesischen Städte und Landkreise, wie sie auf der Karte nebeneinander liegen. So wird in hübscher Weise der Eindruck einer Rundreise durch Oberschlesien vermittelt. Der einführende Aufsatz schenkt auf nur 6 Seiten einen prächtig herausgearbeiteten Gesamteindruck unserer Heimatprovinz. Im letzten Teil

des Führers werden dankenswerte Übersichten über Zugverbindungen nach Oberschlesien, Kraftpostlinien in Oberschlesien und sonstige Kraftfahrlinien, über die heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften in Oberschlesien, die Jugendherbergen, die wichtigsten nichtörtlichen Behörden, Körperschaften und Organisationen, die Bäder und Ausflugsorte, Museen, wissenschaftliche Einrichtungen, Institute, Anstalten u. ä. geboten.

Die gute farbige Faltkarte von Oberschlesien am Schluß macht schon ganz allein die Anschaffung dieses Führers sehr empfehlenswert. Vielleicht kann bei einer Neuauflage u. a. — ich weiß allerdings nicht, wie weit dies bei der gebotenen Knappheit eines Reiseführers möglich sein wird — ein Hinweis auf die an Polen und die Tschechoslowakei abgetretenen Gebiete, auf die besondere Gefahrenlage Oberschlesiens, eine umfassendere Übersicht über die in Oberschlesien wirkenden Kulturkräfte und über die oberchlesische Industrie eingefügt werden.

Im Mai-Oberschlesier 1929 empfahlen wir die Taschenbücher des Grenz- und Auslandsdeutschtums und meinten, es wäre schön, wenn auch Oberschlesien in dieser eindrucksvollen Broschürenreihe berücksichtigt werden würde. Wie uns der Deutsche Schulbuch-Verlag, Berlin W 30, Mohrstr. 22 mitteilt, ist ein Heft „Oberschlesien“ bereits seit langem erschienen. Das Heft, das nur 0.30 M kostet, bringt vielfältiges und sicheres statistisches Material über Oberschlesien, immer vom volksdeutschen und grenzlanddeutschen Blickfeld aus gesehen. Das Problem Oberschlesien wird auf wenigen Seiten trefflich dargestellt.

Dr. Hawel läßt eben im Gildes-Verlag in Köln ein wertvolles Handbuch über „Die Verfassung des Deutschen Reichs vom 11. August 1919“ mit Bildern und Skizzen erscheinen, das weiteste Verbreitung verdient. Das Werk weist die an und für sich trockenen Paragraphen der Reichsverfassung lebendig zu machen und läßt Verstand und Gemüt gleichermaßen zu ihrem Recht kommen. Unser lieber oberchlesischer

Landsmann Stadtschulrat Dr. Harwel in Köln hat sich mit der Herausgabe dieses Buches, für das Reichsminister Severing und Ministerialdirektor Raestner das Vorwort schrieben, ein außergewöhnliches Verdienst erworben. Bestellungen nimmt im Interesse der guten Sache und um unsere oberschlesischen Freunde mit dem Buch schnell bedienen zu können, auch unsere Geschäftsstelle in Colonnowska jederzeit entgegen. Vergleiche auch das Inserat in diesem Heft.

Über „Die ältere Volkshochschule Ratibor“,

ihre Entstehung, Entwicklung und ihr Ende 1929–1924 hat Josef Mosler zum 10-jährigen Bestehen der Ratiborer Volkshochschularbeit im Verlag der Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung, Ratibor eine aufschlußreiche Broschüre im Umfange von 24 Seiten herausgegeben.

Das städtische Schulmuseum in Gleiwitz legt durch Rektor Urbanek seinen gedruckten Jahresbericht für 1928/29 vor. Dieses wertvolle pädagogische Museum ist ein Musterbeispiel dafür, wie man unter schwierigen Verhältnissen wertvollste Kulturarbeit leisten kann, weil ein hervorragender Opfermut dabei die Triebkraft ist.

Georg Hyckel, Der bunte Kranz, Anekdoten und Schwänke aus Oberschlesien.

Verlag der Oberschl. Gesellschaftsdruckerei m. b. H., Ratibor.

Voriges Jahr zerbrachen wir vom „Oberschlesier“ uns die Köpfe über oberschlesische Kurzgeschichten und Schilderungen. Das Ergebnis war unser bekanntes Preisausschreiben. Hier schenkt nun unser Ratiborer Heimatführer Georg Hyckel eine ganze Reihe typischer oberschlesischer Kurzgeschichten. In ganz schlichtem Gewande wird dieses schmale Büchlein ein willkommener Beitrag zur Kenntnis des oberschlesischen Volkes und Landes. Bei einigen der Geschichten zeigen sich unverkennbare stoffliche Zusammenhänge mit draußen, insbesondere mit dem übrigen Deutschland. Man merkt ihnen

an, daß sie weither gewandert sind und „hier unter Kiefern und Schloten ein eigenes Gesicht bekommen haben und sich an Personen knüpften, die dem Volke einen besonderen Eindruck“ machten, beispielsweise mit Vorliebe an den Alten Fris. „Andere sind Eigengewächs, von einem phantasievollen Erzähler geboren... Dabei fehlt auch oft eine kleine Dosis Spott nicht, der wie feiner Nebel ist, wie er im Herbst die buntschöne Welt leicht verzerrt erscheinen läßt“.

Die volkstümliche, schlichte Sprache macht das Heft für eine weiteste Verbreitung geeignet. Besonders auch die oberschlesischen Volkskundler werden diese Gabe ebenso begrüßen, wie f. Bt. das Büchlein „Beim Federnschleifen“, das wir vom „Oberschlesier“ aus herausbringen durften.

Das Werk „Frau Musica“ von Fris Jöde,

das in der Beilage „Mitteilungen der Zentralstelle für Laienspielberatung Heimgarten/Neisse-Neuland“ im April-Oberschlesier besprochen worden ist, wird nur für Mitglieder der Deutschen Buchgemeinschaft zum Preise von 7.80 M abgegeben, für Nichtmitglieder mit 9.80 M.

Die Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin SW. 68, Alte Jakobstraße 156/157, (Wien-New York) liefert gegen einen äußerst geringen Mitgliedsbeitrag wertvolle Werke zeitgenössischer und klassischer Dichter in edelster Ausstattung, die in ihrem künstlerisch vornehmen Stil bereits zu einem Buchtyp von besonderer Art geworden sind. Die ausgezeichnete literarische Zeitschrift „Die Leseunde“ erscheint zweimal monatlich und wird nach Entrichtung des Mitgliedsbeitrages gleichfalls kostenlos geliefert.

Über den Tod des Pfaffenherzogs Johann von Münsterberg

während der Hussitenkämpfe ließ der schlesische Geschichtsforscher Pfarrer Paul Bretschneider anlässlich der Fünfhundertjahrgegendfeier dieses Heldensterbens um die schlesische Heimat in der Buchdruckerei J. A. Troedel in Münsterberg eine kurzgefaßte Broschüre erscheinen.

Religio.

Religiöse Gestalten und Strömungen will der Verlag Georg Müller-München allen zugänglich machen. Eine anerkannt wertvolle Aufgabe. Der Preis von 1.80 RM. ist niedrig gegenüber dem reichen Inhalt der schön ausgestatteten Bändchen. Ein edler Ton spricht aus allen 10 Bändchen.

1. Christus. Worte und Gleichnisse sind von Martin von Adelsheim feinsinnig ausgewählt und sollen weiterklingen wie ein Bachsches Oratorium. Als Einleitung dient ein Mosaiskbild aus Ravenna, antik und christlich: „der jugendfrische Christus entsteigt dem Jordan.“

2. Die Studie über Moses von Uriel Birnbaum ist wertvoll wegen der Einführung in altägyptisches und sinaitisches Volksleben. Meisterhaft ist die Charakterentwicklung des großen Gesetzgebers mit all seinem Ringen gezeichnet.

3. Oskar Ewalds Laotse 600 v. Chr. ist jener mittelpunkthafte harmonische Weise Chinas. Er verwirft ein Handeln, das kein Handeln ist; lebt dem „Sinn“ ohne Rücksicht auf anderer Meinung; durch Dasein, nicht durch Tätigkeit erfreut. Sein ruhiger Kampf gegen Gewalt und Moralismus ist keine Verherrlichung des Bösen. Auch zu den Nichtguten ist er gut; denn das Leben ist die Güte. „Das Brennholz nimmt ein Ende, das Feuer nicht.“

4. Aus den Griechischen Mönchen von Franz Spunda weht eine ähnliche große Stille entgegen. Wir belauschen die Mönche bei ihrem Tagewerk, Gottesdienst und ihren eigenartigen Kloster sitten. Friede allen! ist der Wahlspruch. Ob sich das östliche Mönchtum niemals bemüht hat, zivilisatorisch auf die Umgebung zu wirken und zu missionieren?

5. Der hl. Theodor von Dr. May, Herzog zu Sachsen, ist eine Charakterstudie aus der Zeit der Bilderstürme und Ehebrecherstretigkeiten. Ein unbeugsamer Mönch mit zarter Seele, der in jene Kämpfe eingeweiht, verfolgt und zurückgerufen wird; ein Leidenschaftlicher und sinniger Dichter!

6. Ludwig von Bertalauffys Nikolaus v. Kues, Sohn eines Moselschiffers, lehrte lange vor Kopernikus die Unendlichkeit des

Universums. Als Kardinal reformierte er vor der Reformation. Von der Mystik kam er zur „Aufklärung“ d. h. Klarheit. Als Proben dieses umfassenden Geistes sind beigelegt z. B.: „Wissenschaft vom Nichtwissen“, „Globuspiel“ und „Harmonie der Religionen.“

7. Willibald Köhlers Angelus Silenus, unser schlesischer Mystiker aus der Zeit der Gegenreformation, hat den Dichter Opitz zum Lehrer; studiert in Straßburg, Leyden und dem katholischen Padua; wird Leibarzt in Ols, wo er im Mystiker Frankenberg, dem Biographen J. Böhm, einen Freund und im lutherischen Geistlichen einen Gegner findet. Der „Eherubinische Wandersmann“ und „Die Seelenlust“ zeigen ihn noch in der fruchtbaren Mitte zwischen Mystik und Kirchlichkeit. Die „verinnerlichte Kirchlichkeit“ ist wohl diese Mitte?

In Breslau wird Silenus Katholik und Priester. In den Streitschriften scheint sich der Angefeindete den letzten Unfrieden von der Seele geschrieben zu haben, auch z. B. in der „sinnlichen Beschreibung der vier letzten Dinge.“ Vieles von ihm wird unvergänglich bleiben wie das Lied: „Ich will dich lieben / meine Stärke.“

8. Pascals Leben von Erwin Rieger ist eine Kurve, die zweimal aufsteigt von der Welt des Verstandes zu intuitiver Gotteschau 1662 erlag in Port-Royal der fränkliche Körper dieses religiösen Denkers. Die „Provinzialen“, gegen die Jesuiten gerichtet, sind übergegangen. Seine „Gedanken“ wirken noch heute stark.

9. Tolstoi von Robert Friedmann wirkt ähnlich stark erzieherisch. Leben und Lehre sind ganz neu beleuchtet entsprechend jener Aufschrift auf der Kaiserlichen Badewanne „Erneuere dich jeden Tag... immer wieder von Anfang an!“ Der Mißklang zwischen Tolstois Leben und Lehre? Der Weg braucht nicht falsch zu sein, wenn einer auch darauf taumelt. Bei einem Vorkämpfer erscheint manches etwas eigenwillig.

10. Goethe von Ernst Wagner ist als ringender Mensch für die Gegenwart gewürdigt, nicht als Olympier und Geheimrat. Schreibt er doch selber: „Von mir sagen die Leute, der Fluch Rains läge auf mir.“ Heide oder Christ?

Gewiß, es genügt nicht fürs Christentum, Gretchen hinrichten zu lassen. Diese Skizze ist wertvoller als manche große Biographie, die oft von Goethe wenig Eigenes bringt.

v. d. Leyen: Bücher des Mittelalters.

(F. Bruckmann, München.)

„Diese Bücherreihe soll in reicher und anschaulicher Vereinigung von Wort und Bild dem weiten Kreise der Empfänglichen die Wunderwelt des Mittelalters erschließen und damit zugleich eine Forderung der gegenwärtigen, einen neuen Universalismus erstrebenden Wissenschaft erfüllen“ steht auf dem Umschlag der vier schönen Bände, welche von dieser Sammlung bis jetzt vorliegen. Erschienen sind bisher G. Frenkels „Wunder und Taten der Heiligen“, Tegethoffs „Märchen, Schwänke und Fabeln“, F. Ranke „Tristan und Isolde“, Schwarzkoffs „Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England“. Frenkels Buch, das aus den Heiligenlegenden auswählt, und herrlich auswählt, wie Tegethoffs Märchenbuch wenden sich den Erzeugnissen mittelalterlicher Dichtung zu, die sozusagen für die weitesten Kreise entstanden. Die Legende, das Märchen, meist von Spielzeugen erfunden und vorgetragen, sind niemals gestorben; das Volk nahm sie auf und trug sie weiter. Von Mund zu Mund sind sie gegangen. Leben noch heute im Volk.

Die beiden nächsten Bände der Sammlung handeln von solchen Dichtungen, die wir als Kunststücken zu bezeichnen pflegen, weil sie nicht ins Volk drangen. Warum nicht? Darüber zu grübeln ist vergeblich. Vielleicht spielt nur der Zufall mit. Man könnte sich leicht denken, daß das Schneekind-Märchen nicht, Tristan und Isolde aber doch zu einem Volksmärchen geworden wären. Ranke hat ein schönes Buch über Tristan und Isolde geschrieben. Er zeigt,

wie das Epos entstand, — spricht von der erschlossenen keltischen Urform, zeigt deren Wandlung, das Anschwellen — des Stoffes, und die Ausgestaltung, — bis er mit Gottfried von Straßburgs Epos, mit dem Volksbuch und einem isländischen Liede enden kann. Die Arbeit erfüllt mit Respekt. Respekt vor der wissenschaftlichen Leistung, wie Respekt vor dem Künstler, der den Stoff lebendig und lesbar darzustellen wußte. Es ist ein wissenschaftliches Buch, das Ranke gegeben hat; man lernt so viel aus ihm wie aus den Vorlesungen und Übungen eines ganzen Semesters, und ich heiße das eine ganz hervorragende Idee, auf solche Art Bildung zu verbreiten. Es wäre zu wünschen, daß die Sammlung mehr solcher Bücher brächte. Die Bearbeitung eines derartigen, eng begrenzten Themas scheint fruchtbarer als die — an sich verdienstvolle — Sammlung durch ein Jahrtausend.

Schwarzkoff schreibt einen Band „Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England“. Vielleicht denkt er dabei daran, daß beide Länder eine kulturelle — und zuweilen auch politische — Einheit bildeten. Aber es wäre trotzdem besser gewesen, den Titel zu vermeiden, er führt den unbefangenen Leser irre, denn der findet nur Geschichten aus dem alten Frankreich. So anziehend Thema und Stoff auch sind, so gern man alles das liest, — etwa das Rolandslied, in dem noch fränkische, nicht fränkische Art steckt, der Isembard wie das Wilhelmlied, — wird einem doch die Freude daran vergällt, wenn man Entgeisungen wie die auf Seite 23 vorgelesen bekommt.

Glücklicherweise ist das der einzige Fleck, der diese schöne Sammlung verunziert, die man deshalb mit bestem Wissen und Gewissen anpreisen kann. Daß der Verlag sein Bestes getan hat, um die Bände zu Schmuckstücken zu machen, braucht nur erwähnt zu werden; erwarten durfte man es von vornherein.

Will-Erich Peuckert.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Czodroff in Gosnosska D/Schl. zu richten.

„Das Märchen vom Trilltrall“

Von Margarethe Cordes

Hier hat die Dichterin ein lebendiges Konzert aus Menschen-, Vogel- und Blumenstimmen geschaffen. Die Musik wird darum auch während des Spieles Dauer Rahmen und Hintergrund sein müssen.

Instrumente sind zu schwer, ihr Ton zu voll und rund. Hauchfein müssen die Töne fallen. Der Duft von Blumen und Gräsern muß ihnen innewohnen. Musik der Farbe und Bewegung muß hineinklingen.

Unsere Aufführung:

Ein märchenhaft farbiges und gegliedertes Bild. Der gebrochene Bühnenboden deutet Spielplätze an, die jeweils durch das Licht in Erscheinung treten. Jeder Schauplatz trägt farbigen Grundcharakter. Rechts blauviolett als Szene der Prinzessin beim Glockenblumensuchen. Links grün für Einsiedler und Trilltrall. Vor weißem Hintergrund rote und blauviolette Streifen. Zwischen ihnen geistert das Licht. Rechtsseitig dem Bühnenrahmen vorgebaut ein kleines Podium für den Familienkonvent Knäppellang — Schullehrer und seine Söhne Gipsgraps, Pitschepatsch und Trilltrall.

Alle Bilder außer Familien- und Knarratschizzen klingen ein und aus mit dem hauchfeinen Ton von Glasglöckchen und Wasserpfeifen. Die Sprache der Spielenden leicht, flüchtig aus rhythmischen und klanglichen Gesetzen herausgeformt. Ihre Bewegungen mit klingendem Rhythmus erfüllt.

So wird der „Trilltrall“ eine Symphonie von Menschen, Vögeln und Blumen.

„Halewyn“

Von Margarethe Cordes

Wenn je die Forderung des „tönenden Raumes“ Anwendung findet, dann hier. 7 Bilder, wie Strophen einer Ballade aneinander gereiht, knapp doch voller Musik. Eigentlich sollte es ohne spielerischen Gestus gesprochen werden, will man es aber spielen, dann voller Zurückhaltung, das Wort sei Andeutung nicht Ausdeutung, die Gebärde nie zum dramatischen Höhepunkt durchgeführt. — Dieser liedmäßigen

einer feststehenden Bühne zumeist vorhandenen Kulissen und Prospektlatten. Abb. 6 und 7 zeigen zwei Möglichkeiten auf, es gibt ihrer aber ungezählte. — Abb. 7 hat den Vorzug der größtmöglichen Bewegungsfreiheit und zwar durch Staffelung der Vorhänge.

Wichtig, wenngleich nicht ausschlaggebend ist die Art der Anbringung der Vorhänge. — Abb. 8 zeigt zwei Möglichkeiten, glattgesteckt und gefaltet. Der gefaltete Vorhang wird bewegter wirken als der glattgesteckte.

Durch Raffung, wie sie Abb. 9 zeigt, ergeben sich gleichfalls Möglichkeiten der Gestaltung. In diesem Zusammenhange soll noch kurz auf eine Frage eingegangen werden. Um die 5 oder steiligen Planen auch kleiner verwenden zu können, ist es vorteilhaft, die Mähte nicht zu fest, auf keinen Fall doppelt zu nähen. Ein manchmal notwendig werdendes Trennen ist dann leichter.

Wir werden uns also zunächst eine Anzahl Planen beschaffen müssen und eine größere Reihe von Stoffteilen. Letztere zur Verkleidung von Hockern und dergl., wie auch zu Betonung und Charakterisierung einzelner Bühnenformen. Das im Anhang besprochene Bühnenbild zum „Trilltrall“ von Margarete Cordes bietet dafür ein Beispiel.

Als Farben für die Vorhänge schlagen wir zunächst einige ruhige, möglichst vielfach zu verwendende Tönungen vor. Sie müssen sich zur Grundgestaltung der Bühne eignen und eine weitgehendste Kostümabstimmung ermöglichen.

Blauviolett, saftgrün, braun, (recht warm getönt) und schwarz.

Für die Stoffteile empfiehlt sich neben einigen ruhigen Farben eine hellere Tönung, wie zinnober, orange und gelb.

Die genannten Tönungen können aber nicht als Norm, höchstens als Anhalt gelten, denn Farbauffassungen sind so individuell und der Geschmacksrichtung unterworfen, daß es immer dem künstlerischen Empfinden des Spielleiters und seiner Verantwortung überlassen bleiben muß, Farben zu wählen, die nicht nur einen ästhetischen, harmonischen Rahmen bieten, sondern dem dramatischen der Farbe Rechnung tragen. —

Einheit diene das Bühnenbild hintergründig, als unaufdringlicher Rahmen spielerischen Geschehens. Die Bildschlüsse deute kein Vorhang, sondern Dunkelheit und das leise forttönende Singen oder Spielen der Liedstrophe an. — Der „Halewijn“ sei mit Zurückhaltung spielerisch musikalisch verlebendigte Balladenform.

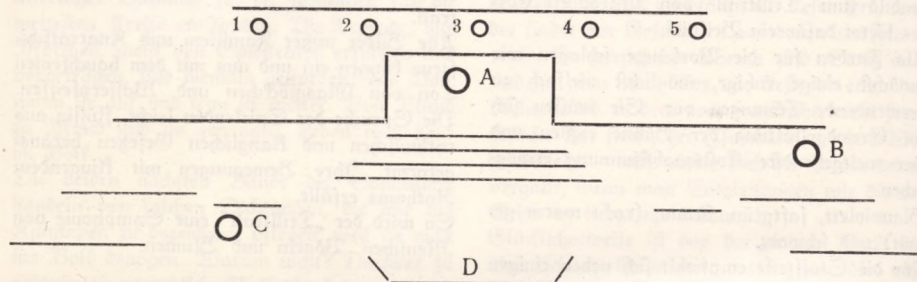
„Das Christi-Leidensspiel“ v. Fritz Weege
Das Spiel ist für die Darstellung im Gotteshaus geschrieben. Dies große Glück widerfuhr uns leider nicht. Wir mußten die Bühne nehmen. Aber auch hier wollten wir uns und allen mit uns fühlenden eine Feierstunde bereiten. Das Spiel ist die Wiedererweckung einer alten Mysteriendarstellung, von Dichterhand nach neuen dramatischen Gesetzen geformt. Der Charakter der ursprünglichen Dichtung hat darum ganz verschwinden müssen. Die jetzige Gestalt ist dem Oratorium vergleichbar, das nicht in der tatsächlichen Wiedergabe eines Geschehens sein Ziel sieht, sondern Einzelzüge beleuchtet und zur Betrachtung vorstellt. Die Mittel dieses Spieles sind eine dichterisch reiche Sprache, musikalische Durchdringung und sparsames Geschehen. Diese Elemente dürfen

vom Spieler nicht nur erkannt, sie müssen auch gemeistert werden. Wir waren uns dieser Forderungen wohl bewußt und schufen darum die Spiellinie aus der Musikalität der Sprache. Ihr ordneten wir das gesamte sonstige Spielgeschehen unter. Bewegung, Gestus und Spiel Ausdruck erwuchsen aus dem fast singend vorgetragenen Wort und waren äußerst sparsam. Ebenso Bühne, Licht und Farbe.

Dem vom Wort her bewegten Spieler mußte ein Hintergrund geschaffen werden, der ihn harmonisch, ohne abzulenken, umschloß. Die Farbe mußte den Zusammenklang von Wort, Bewegung und Rahmen ergänzend beschließen. Die Bühne war blauviolett umkleidet.

Die hinteren Vorhänge nach oben auseinanderstrebend, gaben dem Blick einen weißen Hintergrund, davor ein freischwebendes Kreuz, frei. Stufen führten zu dem Platz des Sessels für Pilatus. Zwei rote Podeste dienten Tod und Luzifer als Spielort.

Die Farbe der Treppen war dunkelrot und stufte sich über dem Sessel und Mantel des Pilatus bis in den Goldton des Kreuzes ab. Die Beleuchtung regelte sich nach folgender Skizze:

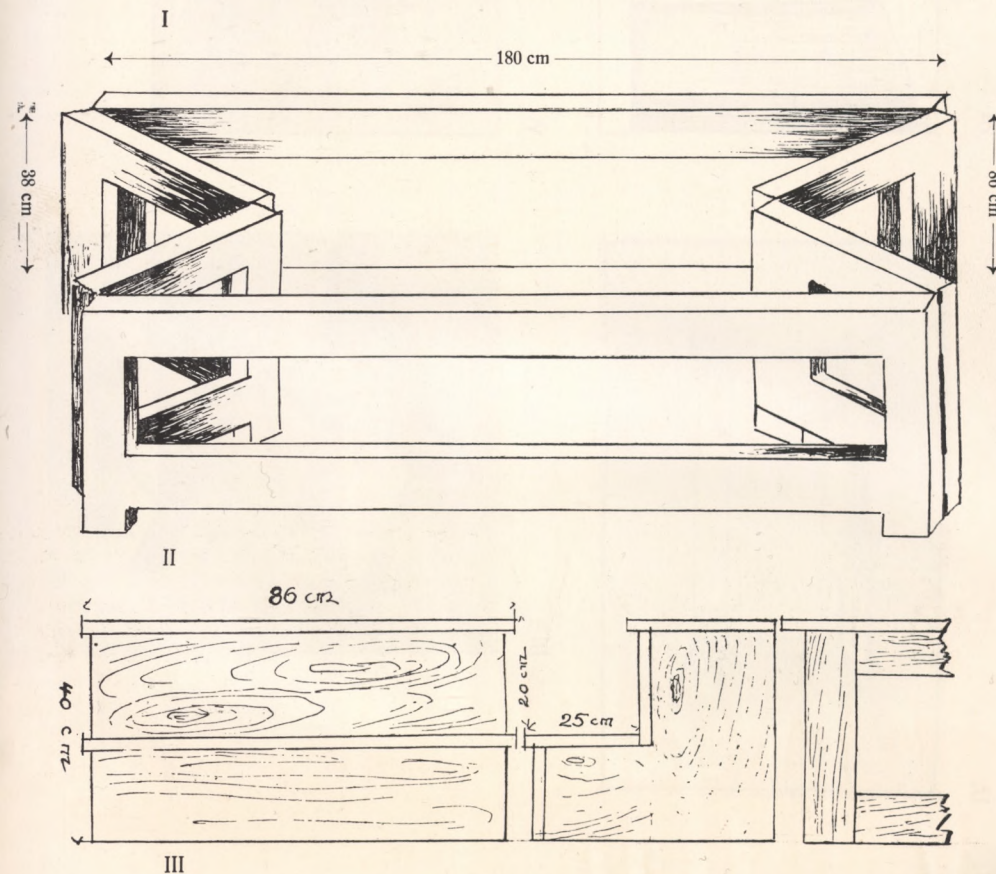
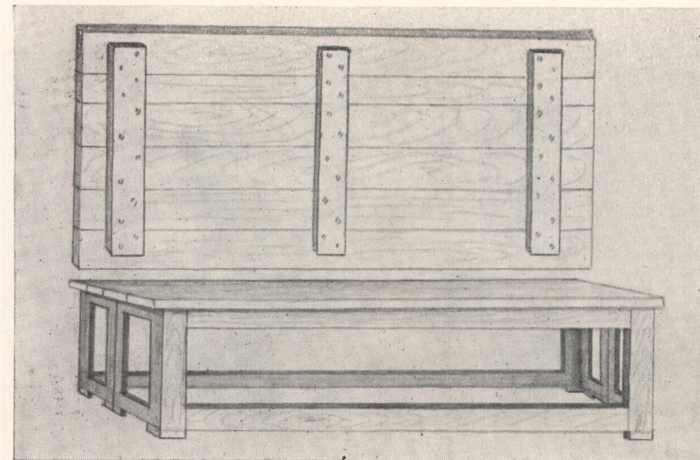


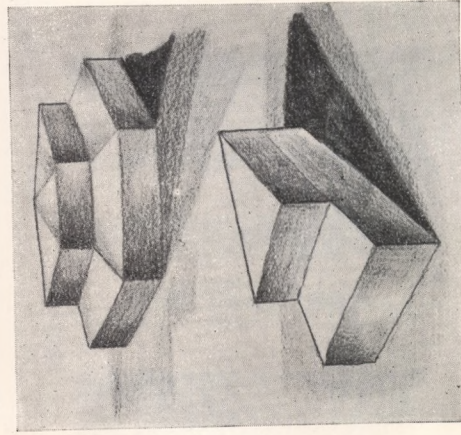
1—5 Ausleuchter für den weißen Hintergrund. A Scheinwerfer über Podest und Stufen, auf denen sich auch die Ölbergsszene abspielte. B = Scheinwerfer von rechts-oben-hinten nach links-unten-vorn. C = Scheinwerfer für das Todspodest von unten nach oben. D = Fußrampe.

Die drei Bühnenbilder am Schluß des Blattes stellen Musterlösungen dar. — Wir werden von nun an öfters einige Lösungen bringen, die wohl am besten den jeweiligen Stand der Spielbewegung mit ihren neuen Forderungen und Ergebnissen aufzeigen. Das nächste Blatt bringt den zweiten Teil der Arbeit „Das Rostüm“.

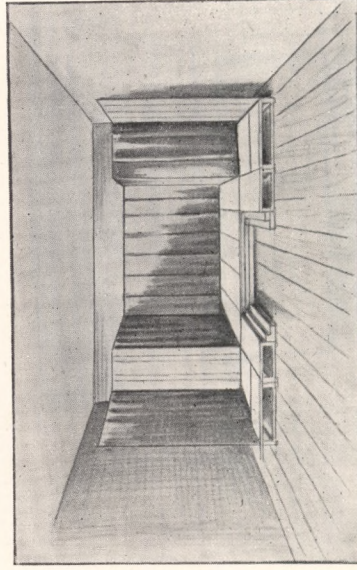
Jede Lichtquelle einzeln durch den Widerstand regulierbar.

Wort, Bewegung, Licht und Farbe umrahmt von den Passionsliedern des Chores, der am unteren Ende des Saales sang, schufen eine Weihestunde, die noch lange in der spielenden, sowie schauenden Menge nachklingen wird.

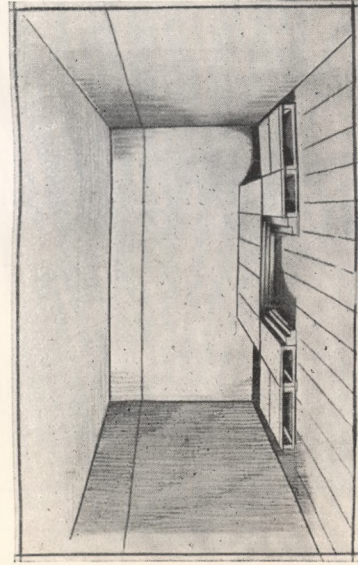




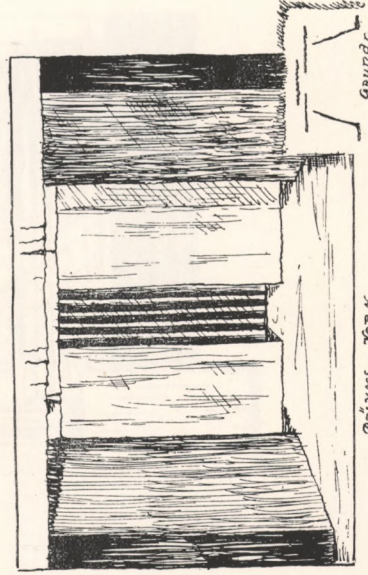
III a



V



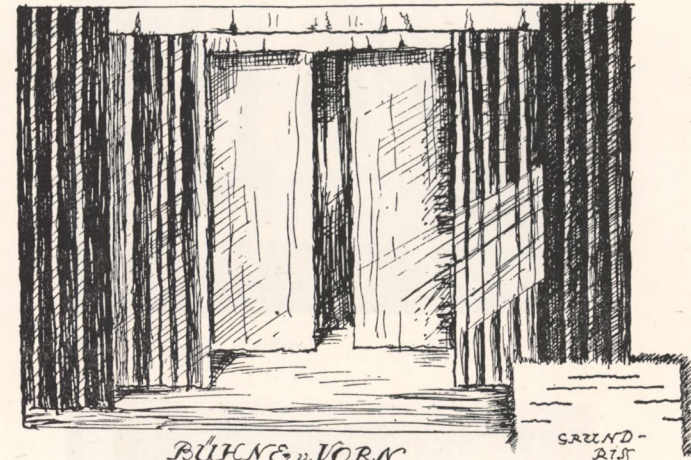
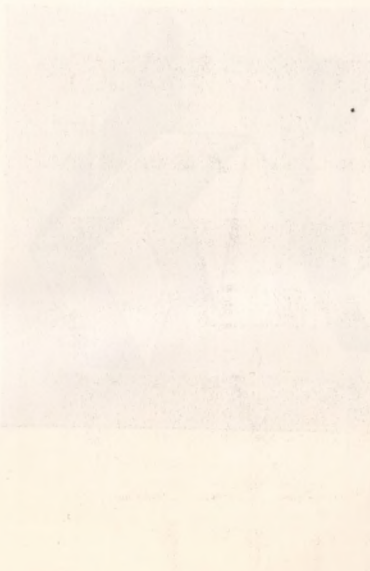
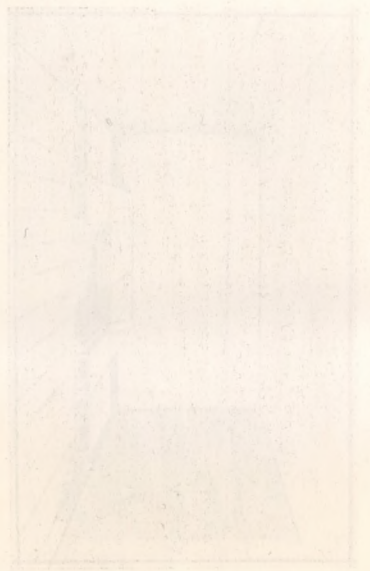
IV



VI

BÜCKE u. TÖR

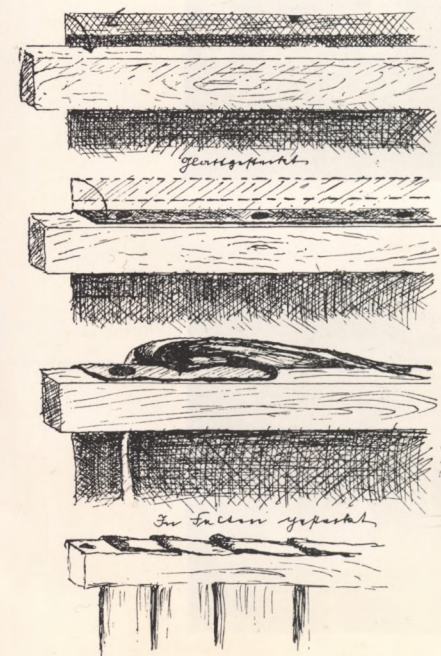
Grundr.



BÜHNE v. VORN

SZENARIS

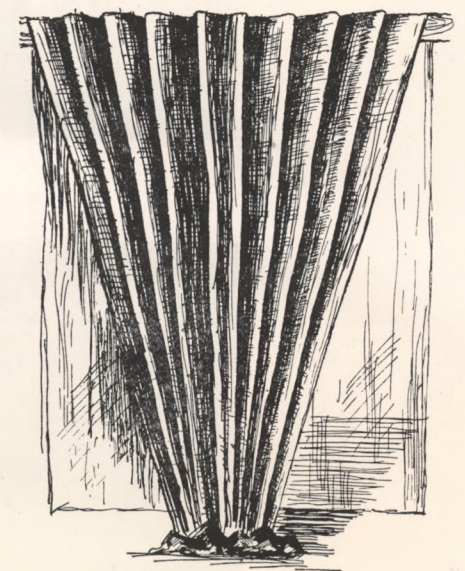
VII



Glaszylinder

In einem Zimmer

VIII

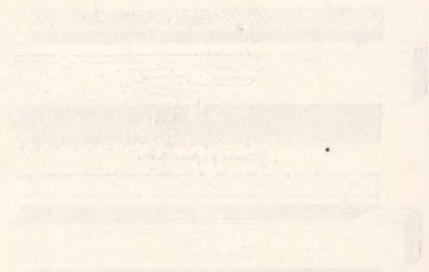


IX



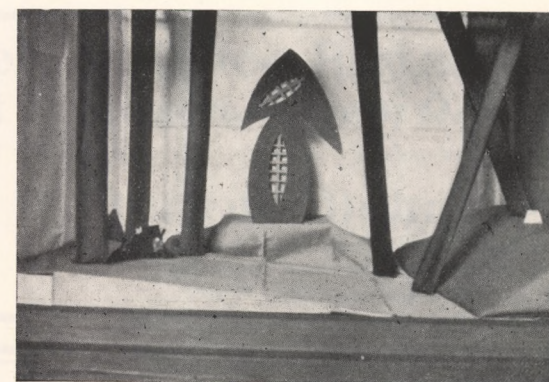
IV

IV

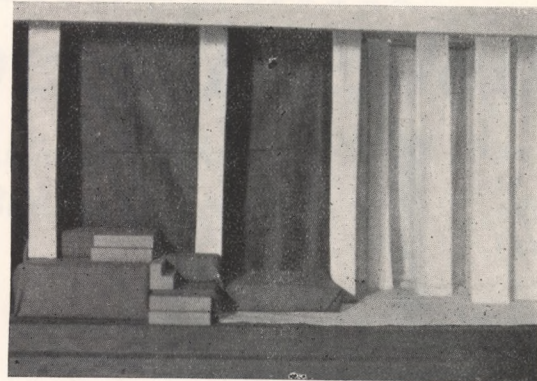


XI

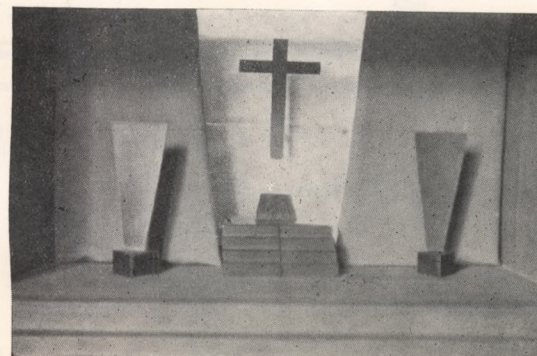
III



Bühnenbild zum „Trillstrall“



Bühnenbild zum „Halewyn“



Bühnenbild zum „Leiden-Christi-Spiel“

Oppelner Kaffee-Rösterei
Ernst Herrmann, Oppeln O.-S.

Krakauer Straße 37

Telefon Nr. 193

Der gute Bohnen-Kaffee

von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma
in den Preislagen von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund
Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

Hansabank
Oberschlesien

Aktiengesellschaft
Beuthen O.-S.

Zweigstellen in
Gleiwitz, Hindenburg
Kreuzburg, Oppeln
Rosenberg

Depositenkassen
in Landsberg
Mikultschütz
Pitschen

Ausführung sämtl.
bankmäßigen
Geschäfte
zu vorteilhaften Bedingungen

OBERSCHLESIER!

Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim
Schlesischen Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die

Ostdeutsche Illustrierte Funkwoche

Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER

Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.



Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur



TELEFUNKEN-

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.

Fernruf Stephan 37089.

Die Reichsverfassung will um alle Deutschen das einigende Bandschlingen und sie zu einer Gemeinschaft zusammenschweißen, ihre Kenntnis ist darum für jedermann, einerlei welcher Parteirichtung, unerlässlich. Sinn und Bedeutung der einzelnen Paragraphen sowie deren Anwendung auf das tägliche Leben wird sinnfällig klar in dem soeben erschienenen Buche:

Die Verfassung des Deutschen Reichs

vom 11. August 1919, mit Bildern und Skizzen

Herausgegeben von Dr. Hawel, Köln. Mit Geleitworten des Herrn Reichsinnenministers Severing und des Herrn Ministerialdirektors Kaestner. 140 S. mit fast 200 Bildern in Kupfertiefdruck. Einzelpreis M. 1.30, bei Sammelbestellungen ab 20 Stk. M. 1.20, ab 100 Stk. M. 1.10

Zur Ausnutzung des Sammelbezugspreises und zur Ersparnis der Portokosten empfiehlt es sich, in Schule, Verein, Partei und Behörde Sammellisten aufzulegen, welche von der Vertriebsstelle geliefert werden. Obmänner, welche die Sammlung von Bestellungen in die Hand nehmen wollen, und Wiederverkäufer bitten wir, sich unverzüglich mit uns in Verbindung zu setzen

Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle des
»Oberschlesiens« in Colonnowska jederzeit entgegen.

Schlesische Monatshefte

Eine Heimatzeitschrift von wirklich
ausgeprägter und hoher Eigenart

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Heimatkunde moderner Haltung, sondern zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schreibenden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und europäischen verbinden.
(Aus unserer Anerkennungsmappe)

Das repräsentative Organ für
Kultur und Schrifttum der Heimat

Monatlich 1.— RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeige frei durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83

Die Programme

der Schlesischen Sender
werden reichhaltig
illustriert und erläutert
in der

Schlesischen Funkstunde

dem einzigen offiziellen
Organ der Schlesischen
Funkstunde A. G.

Schlesischer Funkverlag

G. m. b. H.

Breslau 18/Im Sendehaus.

Röhrengerätbesitzer lesen
Ausgabe B mit genauem
Europaprogramm!



Uhren,
Gold- und
Silberwaren
gut und preiswert
bei

C. H. Hauschild
OPPELN

Tel. 510 Krakauer Str. 32 Tel. 510
Eigene Reparaturwerkstatt!

Schütze Dein Auge!

Rat und Hilfe durch die

Optische Zentrale

Inh. C. H. Hauschild, Oppeln
Krakauer Strasse 32 — Tel. 510

Brillienlieferung für sämtl. Krankenkassen
Billigste Preise!

Alle Rezeptsachen u. Reparaturen sofort

Zur Hundertjahrfeier 1928



Karl Kobald

Franz Schubert

496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln
Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—

Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzückendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven“ — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.

In guten Buchhandlungen erhältlich!

Amalthea-Verlag

Zürich-Leipzig-Wien.

Die gediegene Geschäftswelt

*gibt ihre An-
zeigen dem*

„Oberschlesier“

*Man verlange den
Anzeigentarif!*

WOHNUNG UND WERKRAUM

WERKBUNDAUSSTELLUNG
IN Breslau 1929
15. JUNI BIS 15. SEPTEMBER



Malapane / Urwald bei Kruppa-Mühle

phot. M. Schlotz
Original